JX
1949
.D82
1871

LIBRARY OF CONGRESS.

Chap. JX 1949

Shelf .D82

1871

UNITED STATES OF AMERICA.

Eine Untersuchung

über die

Uebereinstimmung des Krieges

mit den

Grundsätzen des Christenthums,

und eine

Prüfung der philosophischen Argumente, womit derselbe vertheidigt wird.

Nebst

Bemerkungen über einige der Ursachen des Krieges und über einig. seiner Folgen.

2 b 3
5 4 93

Von Jonathan Dymond.

Aus dem Englischen übersetzt.

Elkhart, Indiana.

Gedruckt und herausgegeben von John F. Funk und Bruder.

1871.

Das Christenthum kann nur als eine mildernde Arzenei wirken. Durch die milde Verbreitung des Lichts und Einflusses desselben, werden die Gemüther der Menschen allmählich vorbereitet, die Gräuel wahrzunehmen und zu strafen, welche Thorheit, Gottlosigkeit oder Zufall in die öffentlichen Einrichtungen eingeführt haben. Es geschieht in der Hoffnung—wenn auch nur in einem geringen oder entfernten Grade,—zur Verbreitung dieses Lichts und Einflusses etwas beizutragen, daß die folgenden Blätter geschrieben worden sind. Für die Grundsätze dieses kleinen Bandes, oder für die Schlüsse desselben, ist Niemand als der Schreiber verantwortlich. Sie sind nicht verbunden mit irgend einer Gesellschaft —sei solche eine wohlthätige oder eine religiöse. Er hat dasselbe nicht geschrieben für eine gegenwärtige Gelegenheit, oder in der Absicht auf den jetzigen politischen Zustand Europas. Eine Frage wie diese befaßt sich nicht mit den Tages-Streitigkeiten.

Es mag vielleicht von einigen Lesern gedacht werden, es sei größere Strenge und Tadel in folgenden Blättern enthalten, als einem Fürsprecher des Friedens geziemt. Aber man bedenke, daß schlechten Sachen gute Namen beizulegen, denselben einen Paß in der Welt gewährt unter einem betrügerischen Schein. Der Schreiber glaubt, daß Kriege oft unterstützt werden, weil das System selbst und die Handlungen seiner Agenten in glänzende Erdichtungen gehüllt sind. Er hat daher versucht die Natur dieser Erdichtungen und was sie verhüllt, darzustellen; frei und ehrlich darzuthun was sie sind, und was sie nicht sind. In diesem Versuche ist es schwierig, vielleicht unmöglich gewesen, jeden Schein von Strenge zu vermeiden; aber er möchte den Leser bitten, im Gedächtniß zu behalten, daß wenn er mit Tadel von irgend einer Classe von Menschen spricht, er nur von solchen als einer Classe spricht. Er ist weit davon entfernt, einem solchen Tadel eine persönliche Anwendung zu geben. Eine solche Anwendung wäre ein Vergehen gegen alle Biederkeit und Gerechtigkeit. Wenn er ferner von Krieg spricht als *strafbar*, so thut er nicht nothwendiger Weise dem Militärstand die Schuld zurechnen. Er kann annehmen, daß Manche, welche sich an dem schrecklichen Werk der Menschentödtungen betheiligen, solches ohne das Bewußtsein der Unschicklichkeit oder im Glauben an dessen Verdienstlichkeit thun mögen. Aber die Wahrheit selbst ist unveränderlich; was auch immer unser Betragen oder unsere Meinungen sein mögen, und ob wir die Grundsätze derselben wahrnehmen oder nicht,—jene Grundsätze sind unveränderlich. Die Erläuterung der Wahrheit, —insofern ihm die Macht gegeben ist, dieselbe zu ermitteln,—das soll der Zweck der Untersuchung sein, welche er nun dem Publikum darbietet.

Erster Theil.

Bemerkungen über die Ursachen des Krieges.

In dem Versuch, den moralischen Charakter menschlicher Handlungen und Meinungen richtig zu würdigen, ist es oft von Wichtigkeit zu erforschen, wie dieselben hervorgebracht worden sind. Es ist immer gute Ursache da, die Rechtlichkeit dessen zu bezweifeln, wovon die Ursache und Beweggründe nicht rein sind; sollte daher aus den folgenden Bemerkungen erhellen, daß irgend welche Antriebe zum Kriege und dessen Ursachen, unverträglich mit der Vernunft und der Tugend sind, so möchte ich den Leser einladen der Untersuchung zu folgen, welche denselben nachfolgt, und dies wenigstens mit Mißtrauen gegen die Rechtlichkeit unserer gewöhnlichen Meinungen.

Es gibt Gebräuche, welche sich so lang und allgemein erhalten haben, daß das was ursprünglich Wirkung war, Ursache, und das was Ursache war, Wirkung geworden ist, bis durch gegenseitigen Einfluß beider, der Gebrauch durch solche vervielfältigte und verwickelte Umstände fortgeführt wird, daß es schwierig ist dieselben in allen ihren Verzweigungen zu entdecken, oder diejenigen zu bestimmen, worauf derselbe sich hauptsächlich bezieht.

Was einst die Veranlassungen zum Kriege waren, läßt sich leicht vermuthen. Raub, oder die Zurücktreibung von Räubern, war wahrscheinlich der einzige Beweggrund zu Feindseligkeiten, bis Raub sich zum verfeinerten Ehrgeiz umwandelte; dann war es hinlänglich, Krieg zu erzeugen, wenn ein Häuptling nicht mit dem Gebiet seiner Väter zufrieden war. Aber durch die allmählig zunehmende Verwickelung der Gesellschaft von einem Zeitalter zum andern, und durch die Vermehrung entfernter Interessen und obscurer Rechte, sind die Beweggründe zum Krieg so zahlreich und technisch geworden, daß gewöhnliche Beobachtung oft nicht im Stande ist wahrzunehmen, was dieselben sind. Zuweilen sind sie bloß einem Cabinet bekannt, welches in seinen Entscheidungen von Ursachen und Gefühlen beeinflußt ist, wovon die Nation wenig oder nichts weiß, so daß von denjenigen, welche persönlich in Feindseligkeiten begriffen sind, vielleicht oft nicht Einer aus Zehn weiß, warum er kämpft.

Diese Verfeinerung der Beweggründe zum Kriege ist kein geringes Zeugniß, daß dieselben schlecht oder unzulänglich sind. Wenn man erwägt, wie schrecklich eine Schlacht ist, wie Manche dadurch augenblicklich von der Erde entfernt werden, wie viel Elend und Schuld dadurch verur-

sacht wird, so sollte es gewiß erhellen, daß nichts als offenbare Nothwendigkeit uns bewegen sollte, unsere Zuflucht dazu zu nehmen. Wenn wir aber, anstatt einer Schlacht mehrere Schlachten haben, und dies natürlich mit vermehrten Leiden und angehäufter Schuld, so sollten die Beweggründe zu einer so schrecklichen Maßregel der Art sein, daß sie sich unserer unwillkührlichen Aufmerksamkeit aufdrängten, und als ständen sie, so zu sagen, am Himmel angeschrieben. Wenn daher ein großer Theil des Volks oft keinen bestimmten Begriff der Ursachen hat, warum sie Menschen schlachten, so schließt dies prima facie Zeugniß in sich gegen die Richtigkeit und Gerechtigkeit der Beweggründe zum Blutvergießen.

Es wäre vielleicht keine Affectation anzuführen, daß unter den Ursachen, warum wir uns so willig mit Krieg abgeben, eine der hauptsächlichsten die ist, daß wir den Gegenstand nicht untersuchen. Wir sind von unserer frühesten Jugend an einen vertraulichen Umgang mit seinem Gepränge und trügerischen Schein gewöhnt. Soldaten sind auf jedem Schritt bei uns vorübergegangen; Schlachten und Siege sind das Thema aller uns Umgebenden gewesen. Der Krieg wird daher all unsern Gedanken gemein und mit allen unsern gesellschaftlichen Verhältnissen verflochten. Wir haben nie untersucht, ob dies so sein sollte; die Frage hat sich nicht einmal in den Mund gelegt. Wir lassen es uns gefallen, wie wir uns den Auf- und Untergang der Sonne gefallen lassen, ohne irgend einen andern Gedanken, als daß es ein Theil des gewöhnlichen Fortgangs der Welt sei. Und wie sollten wir ein System mißbilligen, welches wir nicht untersuchen und über dessen Natur wir nicht nachdenken? Mangel an Untersuchung ist das Mittel gewesen, wodurch lange bestandene Gebräuche, was auch immer ihre Abschäulichkeiten gewesen sein mögen, die allgemeine Zustimmung der Welt erhalten haben, und wodurch sie fortbestanden sind, um dieselbe zu beflecken und herabzuwürdigen, und dies lange nachdem die Wenigen, welche die Natur derselben untersucht, dieselben schlecht gefunden haben. Es geschah durch dieses Mittel, daß der Sclavenhandel so lange von diesem Lande der Menschlichkeit geduldet wurde. Man dachte nicht über dessen Ungerechtigkeit nach. Man wurde zum Denken bewogen, und bald verabscheute man denselben und schuff ihn ab. Ich glaube deßhalb, daß es, in dem jetzigen moralischen Zustand der Welt, die Sache desjenigen ist, der reine Moralität wahrnehmen will, die Reinheit derjenigen in Frage zu ziehen, welche jetzt Geltung hat.

„Die Laster eines andern Zeitalters," sagt Robertson, „erstaunen und erschüttern uns; die Laster unseres eigenen wird man gewohnt, und sie erregen wenig Abscheu." Der Einfluß irgend eines nationalen Gebrauchs, sowohl auf den Verstand als das Herz, und wie weit derselbe es bringen kann, höchst wichtige moralische Grundsätze zu verkehren und zu verlöschen, ist bemerkenswerth. „Diejenigen, welche (in 1566) Muse zum Nachdenken und Urtheilen hatten, scheinen nicht mehr erschüttert gewesen zu sein über das Verbrechen des Mordes als diejenigen, welche denselben

begingen in der Hitze und Wuth der Leidenschaft." *) Zweihundert und fünfzig Jahre haben etwas zu unserer Moralität beigetragen. Wir haben wenigstens gelernt, den Mord zu verabscheuen, und ich mache mir kein Bedenken, zu hoffen, daß die Zeit kommen wird, wo Geschichtschreiber vom Krieg das halten werden, was Robertson von Mord hält und werden sich, wie er, bemühen, Rechenschaft zu geben für die Wildheit und moralische Blindheit ihrer Vorväter. Denn ich glaube nicht, daß der Einfluß von Gewohnheit, unsere moralischen Grundsätze zu verkehren und zu verlöschen, in irgend etwas so sichtbar und beklagenswerth ist, als in dem uns vorliegenden Gegenstand. Diejenigen, welche durch einen einzelnen Mord auf der Landstraße erschüttert werden, vernehmen mit Gleichgültigkeit die Ermordung von Tausenden auf dem Schlachtfelde. Diejenigen, welche der Gedanke an eine einzige Leiche mit Schrecken durchschauern würde, können über Haufen todter Menschenkörper—von Menschenhänden verstümmelt—mit kalter Gleichgültigkeit nachdenken. Wenn eine Mordthat begangen wird, so wird die Geschichte in den öffentlichen Zeitungen gegeben, mit manchen Ausdrücken des Mitleids, manchen Beiwörtern des Entsetzens, und mit manchen Hoffnungen, daß der Thäter endeckt werden möge. In dem nächsten Paragraph vielleicht sagt uns der Editor, er habe eine zweite Ausgabe seiner Zeitung nach der Presse spedirt, um der erste zu sein, das Publikum mit der Nachricht zu erfreuen, daß in einer eben stattgefundenen Schlacht achthundert und fünfzig Mann des Feindes getödtet worden seien. Im Krieg scheinen die natürlichen Triebe des Herzens eingeschlafen zu sein, als wäre ein blutiger Feind bevorrechtet einen Zauber über unser Zartgefühl auszuüben, so oft wir seine Verheerungen betrachten. Unter all den abscheulichen und schrecklichen Scenen, welche die Welt darstellt, stehen die Metzeleien des Krieges oben an. Und dennoch sind dies die Scenen, wovon die Mitleidigen und die Wilden, die Guten und die Bösen zugleich mit Vergnügen und Freude sprechen. England ist ein Land der Wohlthätigkeit, und unter allen Nationen ist sie die bereitwilligste, menschlichem Elend Hülfe zu gewähren. Die Opfer der Hindus erregen unser Mitleid und unsern Abscheu, und wir arbeiten ernstlich, dieselben zu verhüten. Die Opfer von Leben durch unsere Hinrichtungen von Verbrechern sind der Gegenstand unseres ängstlichen Mitleids, und wir bemühen uns eifrig, deren Zahl zu vermindern. Wir empfinden, daß das Leben eines Hindus oder eines Verbrechers etwas Wichtiges ist, und daß nichts als die äußerste Nothwendigkeit uns bewegen sollte, das eine zu verderben, oder das andere dem Verderben zu überlassen. Aber was sind diese Opfer im Vergleich mit den Opfern des Krieges? In dem ehemaligen Feldzug in Rußland fielen, während einhundert dreiundsiebenzig Tagen, im Durchschnitt zwei tausend neunhundert Mann per Tag. Mehr als fünfhundert tausend menschliche Wesen in weniger als sechs Monaten! Und die meisten dieser Opfer verschieden unter

*) Schottische Geschichte.

besonders großen Leiden. „Nun lehrest du andere, und lehrest dich selbst nicht.“ Wir bringen unsere Wohlthätigkeit nach Indien; was wird aber aus Rußland und Leipzig? Wir bemühen uns, einige Leben vom Galgen zu erretten; aber wo ist unser Anliegen, sie vom Schlachtfelde zu retten? Leben ist Leben, wo auch immer dasselbe aufgeopfert wird, und hat überall gleichen Anspruch auf unsere Rücksicht. Ich frage jetzt nicht, ob Krieg recht ist, sondern ob wir nicht dessen Elend mit einer Gleichgültigkeit beobachten, womit wir kein anderes beobachten, und ob diese Gleichgültigkeit uns nicht veranlaßt, uns Uebel und Elend gefallen zu lassen, welche wir andernfalls verhüten und bestrafen sollten. Unter den unmittelbaren Ursachen der so häufigen Kriege ist eine, welche unstreitig, ihrer Natur nach, mit den Grundsätzen der christlichen Religion unvereinbar ist. Ich rede von der zärtlichen Empfindsamkeit des Nationalstolzes, und folglichen Gefahr Anstoß zu geben, und feindselige Gefühle zu erwecken. Nationale Reizbarkeit ist zugleich eine Ursache des Krieges, und eine Wirkung desselben. Sie macht uns geneigt, Beleidigungen zu rächen mit Blutvergießen und Zerstörung; und Kriege, wenn einmal begonnen, entzündet und nährt die Leidenschaften welche ihn hervorgebracht haben. Diejenigen welche Krieg wollen, bemühen sich den Geist des Volkes dadurch aufzuregen, daß sie dessen Leidenschaften aufreizen. Sie reden von den Beleidigungen, Anmaßungen, oder verächtlichen Behandlung des geweihten Feindes, mit jedem Kunstgriff der Verschlimmerung; sie erzählen uns von Ausländern, welche unsere Rechte unter die Füße treten wollen, von Nebenbuhlern, welche unsere Macht verspotten, von Feinden, welche uns unterdrücken, und von Tyrannen, welche uns zu Sclaven machen wollen. Diese Menschen verfolgen gewißlich ihren Zweck mit wirksamen Mitteln; sie wollen Krieg, und daher erbittern sie unsere Leidenschaften, wohl wissend, daß wenn die Menschen einmal zornig sind, sie leicht zum kämpfen zu bewegen sind.

In diesem Zustand der Reizbarkeit ist ein Volk beständig zu Gelegenheiten des Anstoßes empfindsam; und wenn wir nach Aergerniß trachten, so werden wir solche leicht finden. Eine eifersüchtige Empfindlichkeit erblickt Beleidigungen und Beschädigungen wo nüchtern Augen keine bemerken, und Nationen umgeben sich auf diese Weise mit einer Art künstlichen Fühlfäden, welche sie weit ausbreiten, um Gegenstände der Aufreizung aufzusuchen, und wodurch sie zur Rache angereizt werden, bei jeder Berührung von Zufall oder Unachtsamkeit. Derjenige, welcher sich leicht ärgert, wird leicht Aergerniß geben. Derjenige, der immer auf der Hut ist Eingriffe auf seine Rechte und Ehre zu entdecken, wird nie verfehlen mit seinen Nachbarn in Streit zu sein. Vor einem solchen Menschen möchte man sich fürchten wie vor einem Krampffisch (torpedo). Wir Mögen ihn fürchten, aber wir lieben ihn nicht; und Furcht ohne Liebe mag sich leicht in Haß umändern. Es giebt daher manche Fehden und Prozesse in dem Leben eines solchen Menschen, die nie dessen Ruhe gestört haben würden, hätte er nicht zänkisch über zufällige Uebertretungen

geknurrt, und unbedeutende Beleidigungen roh wiedervergolten. Der Schlange, welche wir zufällig stören, lassen wir das Leben wenn sie sich ruhig verhält; wenn sie sich aber drohend erhebt, mit verderbenden Blicken, so zerschlagen wir ihr den Kopf.

Es verhält sich mit Nationen wie mit einzelnen Personen. Wenn wir bei jeder Beleidigung die Waffen ergreifen und das Geschrei für Blut erheben, so erregen wir nothwendiger Weise Erbitterung; und wenn wir ein Volk erbittern, welches so ausgelassen und blutgierig ist als wir selbst sind, so werden wir wahrscheinlich fortfahren einander zu erwürgen, bis wir in Folge einer leeren Schatzkammer, oder weil wir der Metzelei müde sind, aufhören werden. Mit Krieg zu drohen, ist daher oft gleichbedeutend mit dessen Anfang. In dem jetzigen Zustand der Grundsätze der Menschen ist es nicht wahrscheinlich, daß eine Nation zusehen wird, daß eine andere Männer anwirbt, Schiffe baut und Kanonen gießt, ohne sich selbst mit Männern, Schiffen, und Kanonen zu versehen; wenn sie also beide drohen und trotzen, was für Hoffnung ist dann da, daß es keinen Krieg geben wird?

Es wird kaum bestritten werden, daß wir einander nicht tödten sollten, ausgenommen wir können solches nicht vermeiden. Indem nun der Krieg ein ungeheures Uebel ist, so sind einige Opfer nothwendig, um des Friedens willen, und wenn wir unsern Verstand mehr und unsere Leidenschaften weniger zu Rathe ziehen würden, so würden wir ernsthaft den wahrscheinlichen Schaden abwägen, und die Frage stellen: ob es nicht besser wäre, irgend welche Uebel zu ertragen, die wir schätzen können, als uns in einen Kampf zu begeben, dessen Schaden wir weder berechnen noch dessen Folgen voraussehen können; der uns nicht unwahrscheinlich vom Blutvergießen zur Schande geleiten, und am Ende nicht durch Gerechtigkeit, sondern durch Gewalt entschieden wird. Der Stolz mag gegen diese Gesinnungen schreien, aber mein Geschäft ist nicht mit dem Stolz, sondern mit der Vernunft. Und mich dünkt, die Vernunft entscheidet, daß es klüger, und die Religion, daß es weniger gottlos wäre, wenn wir unsere Spitzfindigkeit und Reizbarkeit verminderten. Wenn Nationen nur dann Krieg führen würden, wenn sie nicht in Frieden sein können, so würde wenig Krieg in der Welt sein. Die Kriege, welche geführt werden wegen „beleidigter Flaggen," und einer endlosen Reihe ähnlicher Beweggründe, sind vielleicht überhaupt nur der Reizbarkeit und dem Stolz zuzuschreiben. Wir geben uns keine Mühe, uns friedlich gegen den Beleidiger zu zeigen; unsere Einsprache ist eine Drohung; und eine Nation, welcher eine Untersuchung Genugthuung erstatten würde, beantwortet eine Drohung auf keine andere Weise, als mit einer Gegendrohung. Endlich fangen wir Krieg an, nicht deßwegen, daß wir gekränkt sind, sondern weil wir zornig sind. Der Zweck des Uebermuthes und des Trotzes, welcher sich eine Nation gegen eine andere bedient, ist natürlich, irgend welchen Nutzen zu erzielen; seinen Forderungen Geltung zu verschaffen oder für seine Anmaßungen Nachsicht einzuflößen. Nun sollte es deutlich

erwiesen werden, daß Trotz und Uebermuth von mehr Wirksamkeit sind, als Milde und Mäßigkeit; daß an die Leidenschaften eines vermuthlichen Feindes zu appelliren mehr wahrscheinlich wäre, Schaden von uns abzuwenden, als sich an seine Vernunft und Tugend zu wenden. Nationen bestehen aus Menschen, und aus Menschen mit menschlichen Gefühlen. Betrifft es nun Personen oder Völker,—„Eine gelinde Antwort stillet den Zorn." Es ist in der That etwas in der ruhigen Vernunft,—in der Bemühung, eher zu überzeugen als einzuschüchtern,—in einem aufrichtigen Anliegen um Frieden und Freundschaft,—welches Geduld und Achtung erlangt, gebietet und erzwingt. Dies ist das Vorrecht der Aufrichtigkeit und Wahrheit. Es ist eine der Natur derselben innewohnende Eigenschaft, ein Zeugniß der Identität derselben mit der vollkommenen Weisheit. Ich glaube deßhalb, daß eben—insofern als unser eigener Vortheil inbegriffen ist—Mäßigkeit und Verträglichkeit die beste Politik sind. Und laß unsere Pflichten nicht vergessen werden; Verträglichkeit und Mäßigkeit sind Pflichten, die uns unbedingt und unumgänglich von Jesu Christo auferlegt sind.

Das „politische Gleichgewicht," ein Ausdruck, mit dem wir hinlänglich bekannt sind, ist einer der Hauptzwecke der Nationalpolitik, welcher um jeden Preis von Schatz und Blut erreicht werden muß. Die Erhaltung dieses Gleichgewichts ist daher ebenfalls einer der Hauptzwecke des Krieges, und eine der großen Ursachen der öftern Wiederholung desselben.

Es ist vielleicht nicht vergeblich hier zu bemerken, daß ein politisches Gleichgewicht unter Nationen, eben in seiner Natur, beständigen Störungen unterworfen ist. Wenn alle Länder Europas heute auf gleichen Fuß gestellt würden, so würden sie nothwendiger Weise morgen ungleich sein. Dies ist die unvermeidliche Tendenz menschlicher Angelegenheiten. Tausende von Umständen, welche kein menschlicher Scharfsinn voraussehen kann, wirken beständig, um ein solches Gleichgewicht zu zerstören. Unter den Menschen, welche in die Welt eintreten mit demselben Eigenthum und denselben Aussichten, wird einer reich und der andere arm; einer redet im Senat, und der andere arbeitet in der Mine; einer opfert sein Leben der Unmäßigkeit auf, der andere schmachtet in der Kammer des Elends. Wie genau wir auch immer die Stärke und den Einfluß von Nationen gegen einander ordnen mögen, eine Mißernte, die Verheerungen eines Sturms, der Ehrgeiz eines Mannes kann in einem Augenblick das Gleichgewicht zerstören. Es ist daher kein unbedeutendes Argument gegen dieses ängstliche Bemühen, ein politisches Gleichgewicht zu erlangen; zu sehen, daß ein solches Gleichgewicht nicht erhalten werden kann. Wenn Unterhandlungen auf Unterhandlungen gefolgt, Verträge auf Verträge gehäuft sind, und Krieg auf Krieg gefolgt ist, so vernichtet das Genie Napoleons oder das Schicksal einer Kriegsflotte unsere Arbeit, ohne eine Möglichkeit, solches zu verhindern. Ich weiß nicht, was Nationen durch ein politisches Gleichgewicht gewonnen haben; aber es ist bemerkenswerth, daß einige jener Länder, welche am sorgsamsten gewesen sind, solches zu erhalten, am

häufigsten mit einander Krieg geführt haben. Wie viel Kriege hat das politische Gleichgewicht verhütet, im Vergleich mit denjenigen, welche geführt worden sind, um dasselbe zu erhalten?

Es ist in der That beklagenswerth genug, daß ein solches Gleichgewicht nothwendig ist, und daß die Gottlosigkeit und Gewaltthätigkeit der Menschen so mächtig sind, daß nichts sie verhindern kann einander zu vernichten, als eine Gleichheit der Zerstörungsmittel. In einem solchen Zustand der Feindseligkeit und des Frevels braucht es nicht bestritten werden, daß, wenn dieselbe erhalten werden könnte, eine Gleichheit der Streitkräfte eben so wünschenswerth wäre, indem Tiger durch Furcht gehindert werden können, einander zu zerreißen, ohne irgend einer Ermangelung an Grausamkeit. Man sollte daher bedenken, daß was auch immer zu Gunsten eines politischen Gleichgewichts gesagt werden kann, nur deßwegen gesagt werden kann, daß wir gottlos sind; daß es all seinen Werth unserer Schuld verdankt, und daß man desselben nur bedarf, um Frevel und Gewaltthätigkeit im Zaum zu halten, und uns zufrieden zu stellen; zu murren, während wir andernfalls streiten würden.

Krieg wird oft befördert in Rücksicht auf Gewinn sowohl, als aus Leidenschaft. Die Liebe zum Gewinn fügt noch ihren Einfluß unsern andern Beweggründe bei, diese Rücksicht zu unterstützen, und wir wissen, daß diese Liebe ohne andere Beweggründe hinlänglich ist, unsern moralischen Urtheilsvermögen eine sehr schiefe Richtung zu geben, und uns zu versuchen, uns mancher Verbrechen schuldig zu machen. Während der Dauer eines zehnjährigen Krieges gibt es immer Manche, deren Einkommen von dessen Fortdauer abhängt; und ein zahlloses Heer Commissäre, Einkäufer, Agenten und Handwerker empfehlen den Krieg, weil er ihre Taschen spickt. Diese Menschen kennen gewöhnlich nur eine Frage in Betreff des Krieges, und das ist diese,—ob sie dabei gewinnen. Dies ist der Maßstab ihrer Entschuldigung, und dies regulirt den Grad ihrer Unterstützung desselben. Wenn Geld in Aussicht ist, so macht ihnen die Verwüstung eines Königreichs wenig Kummer; Verwüstung und Blutvergießen dürfen „einem Hundert des Jahrs" ("a hundert a year") nicht entgegengestellt werden. In Wahrheit, es scheint die Ordnung der Kriegführer zu sein, den Quellen des Gewinns jede mögliche Verzweigung zu geben. Je mehr Derer sind, die dabei gewinnen, desto zahlreicher sind die Unterstützer desselben, und auf diese Weise vereinbaren sich die Wünsche des Cabinets mit der Habsucht des Volks, und beide befriedigen sich im Blutvergießen und der Verwüstung.

Eine mehr systematische und mächtigere Unterstützung wird jedoch dem Krieg dadurch verliehen, daß er den höheren Kreisen der Gesellschaft eine Profession darbietet, welche Ansehen mit Gewinn verbindet und welche, ohne die Niedrigkeit des Handels, dieselben ernährt oder bereichert. Es ist von wenig Bedeutung, daß man untersucht, ob der Unterschied der Niedrigkeit zwischen den Beschwerlichkeiten des Krieges und denen des Handels erdichtet sein. In einem abstrakten Begriff ist derselbe erdichtet;

aber von dieser Art Ruhm hält die öffentliche Meinung das arbitrium, et jest, et norma—und die öffentliche Meinung ist zu Gunsten des Krieges.

Die Armee und Seemacht gewähren daher den mittleren und höheren Classen einen höchst angenehmen Stand. Der Militärstand ist, wie der Advokatenstand und der ärztliche Stand, eine regelmäßige Quelle der Beschäftigung und des Gewinns. Knaben werden für die Armee gebildet, so wie sie für den Gerichtshof gebildet werden; und Eltern scheinen keinen andern Gedanken zu haben, als daß der Krieg einen Theil der Weltgeschäfte ausmacht. Die Zuflucht jüngerer Söhne, deren Väter es vorziehen sie nicht auf Kosten ihrer Erbschaft zu ernähren, ist gewöhnlich der Militär- und Seedienst. Sie würden nicht wissen, was sie ohne diesen thun sollten. Manchen von diesen ist die Nachricht eines Friedens ein Unglück; Grundsätze sind nicht mächtig genug, sie mit Gewinn zu messen; sie ziehen die Verwüstung der Welt dem Verlust einer Oberstenstelle vor. Es ist auf diese Weise, daß ein großer Theil des Ranges, Einflusses und Reichthums eines Landes in der Beförderung des Krieges interessirt wird; und wenn irgend ein Gebrauch durch Reichthum, Einfluß und Rang Vorschub erhält, wie braucht man sich da wundern, daß derselbe fortdauert?

Aber es ist ein schrecklicher Gedanke, daß die Vernichtung unserer Mitmenschen ein Geschäft zur Unterhaltung unseres Lebens werden sollte; und daß man kein anderes gewinnbringendes Geschäft finden kann, als das, seine Nachbarn umzubringen.

Es wird von Sir Walter Raleigh bemerkt: „Derjenige, welcher sich beruhigt, von seiner Profession zu leben, wird schwerlich ein ehrlicher Mann sein."—„Wo es nicht Pflicht ist zu gehorchen," sagt Lord Clarendon, „ist es ein wunderbares und unnatürliches Verlangen, welches Menschen bewegen kann, Soldaten zu werden, damit sie wissen mögen wie zu leben; und was auch immer für einen Ruf es in der Politik haben mag, es kann keinen in der Religion haben, zu behaupten, daß die Kunst und das Betragen eines Soldaten nicht von der Natur, sondern durch Studiren, Erfahrung und Beobachtung eingeflößt werden, und daß daher dieselben erlernt werden müssen: wenn in der That dieser gewöhnliche Beweisgrund von Begierde und nicht von der Vernunft hervorgebracht wird, um einen schlechten Gebrauch zu entschuldigen und zu unterstützen." Leute werden nicht oft Soldaten, um ihrem Lande zu dienen, sondern um sich selbst zu dienen. Ein Einkommen ist gewöhnlich der Antrieb der Großen, und der Müßiggang der der Armen. Vaterlandsliebe vorzuschützen, ist daher Heuchelei; und man sei eingedenk, daß die Heuchelei selbst ein Zeugniß und ein Geständniß ist, daß der Beweggrund, welchen dieselbe zu verbergen sucht, schlecht ist. Vom Krieg für seinen Lebensunterhalt abhängig zu sein, ist eine mächtige Veranlassung denselben zu wünschen; und ich möchte es dem gewissenhaften Theil des Standes überlassen, ob nicht derjenige, der Krieg wünscht um dessen Gewinns willen, etwas von seiner Tugend verloren habe; wenigstens hat er eine der einflußreichsten menschlicher Neigungen da-

gegen angeworben, und wenn eine Aussicht zur Befriedigung derselben da ist—wenn die Frage über Krieg zu entscheiden ist,—so ist zu befürchten, daß er den Einflüsterungen des Gewinns die Oberhand zu bekommen erlauben wird, und daß Menschlichkeit, Religion und sein Gewissen aufgeopfert werden, desselben zu befördern. Aber sobald wir einmal die Natur des wahren Christenthums vernommen und dessen Eigenschaften eingesaugt haben, so werden wir nicht willig sein, uns eine so schreckliche Quelle des Gewinns zu Nutze zu machen, noch zu dem Elend, der Gottlosigkeit und der Vernichtung der Menschheit beizutragen, um eine falsche und thörichte Schamhaftigkeit zu vermeiden.

Es ist oft in der Gewalt einzelner Staatsmänner, ein Volk in einen Krieg zu verwickeln. „Ihre Zurückhaltung in der Verfolgung politischer Zwecke," sagt Knox „ist nicht jene der Sittlichkeit und Religion, sondern einzig Staatsursache und politische Vorsicht. Scheinbar wahre Worte werden gebraucht; aber sie werden nur gebraucht, um die Häßlichkeit ihrer wirklichen Grundsätze zu verbergen. Wo immer Krieg, von einem eigennützigen Gesichtspunkt aus betrachtet, wünschenswerth zu sein scheint, mangelt es nie an einem guten Schein oder Vorwand; und wenn sie einmal das gesagt haben, was sie als passend betrachten,—wie unwahr auch immer,—so schreiten sie vorwärts, das zu vollbringen, was sie als vortheilhaft betrachten—wie unrecht es auch immer sein mag; und dies nennt man widersinniger und unvernünftiger Weise Staatsvernunft,—zur Unehre aller wahren Vernunft und gegen jede Ordnung der Redlichkeit." Staatsmänner haben zwei Maßstäbe der Sittlichkeit: einen gesellschaftlichen und einen politischen. Politische Moral umfaßt alle Verbrechen; ausgenommen jedoch, daß ihr jene technische Tugend eigen ist, welche erfordert, daß derjenige, welcher einhundert Menschen mit Kugeln tödten mag, nicht einen einzigen mit Arsenik tödten soll. Und dieses zweifachen Moralsystems zufolge geschieht es, daß Staatsmänner, die ihren politischen Gräueln keine andere Schranken setzen als politische Zweckdienlichkeit, dennoch hinreichend liebenswürdige Menschen im Privatleben sind. „Aber Redlichkeit," sagt Bischof Watson, „ist ein gleichförmiger Grundsatz; er kann nicht im Kämmerlein angezogen, und in der Rathskammer oder dem Senat abgelegt werden." Und ich befürchte, daß derjenige, der als Staatsmann gottlos, und dennoch als Mensch rechtschaffen ist, andere Beweggründe zur Rechtschaffenheit hat, als Liebe zu derselben; und daß er im Privatleben sittlich ist, weil es nicht zweckdienlich ist, daß er lasterhaft sei. Es läßt sich nicht erwarten, daß er sich gar sehr durch Grundsätze in Schranken hält. Ich glaube jedoch, die Zeit wird kommen, wo man sehen wird, daß Gott nur eine Richtschnur für die Moral verordnet hat, und daß sowohl von Nationen als Männern gefordert wird, sich nach derselben zu richten.

Von den Kriegen der Staatsmänner zur Befriedigung ihres Ehrgeizes, ist es nicht nothwendig zu reden, indem Niemand, dem die Welt Gehör gibt, solche vertheidigt.

Aber Staatsmänner haben, abgesehen von Ehrgeiz, manche Zwecke seiner Politik, denen Krieg passend kommt; und wenn sie solche Zwecke hegen, so sind sie kaltblütige Blutspekulanten. Diejenigen, welche viele Unterworfene haben, steht viel Begünstigung zu Gebot, und diejenigen, welchen diese zu Gebot steht, haben große Gewalt. Durch einen Krieg werden Tausende von einem Staatsminister abhängig; und wenn es ihm gefällt, so kann er oft strafbare Pläne verfolgen und sich hinter unbestrafter Gottlosigkeit verschanzen, indem der Krieg durch sein Amt befähigt, Gegenklagen zum Schweigen zu bringen und käufliche Stimmen durch Bestechung zu sichern. Er hat daher manche Beweggründe zum Krieg; Ehrgeiz, der sich nicht auf Eroberung bezieht; oder Furcht, die sich bloß auf sein Amt oder seinen Geldbeutel bezieht; und Furcht oder Ehrgeiz sind oft anziehendere Rücksichten als das Glück und das Leben der Menschen. Oder vielleicht möchte er sich einen unsterblichen Namen sichern durch eine glänzende Verwaltung; und ihm scheint kein Glanz so ruhmvoll, als der der Eroberung und der Leute. Cabinete haben in der That manche geheime Beweggründe zum Krieg, wovon die Leute nichts wissen. Sie reden öffentlich von Eingriffen auf ihre Rechte, von Vertrags-Verletzungen, von Beschützung der Ehre, von der Nothwendigkeit der Wiedervergeltung, wenn diese Beweggründe keinen Einfluß auf ihre Vorsätze haben. Irgend eine unerwähnte Absicht der Zweckdienlichkeit, oder der geheime Streit eines Fürsten, oder der Groll oder Unwille eines Ministers, sind oft die wirklichen Beweggründe zu einem Kampf, während die Beförderer desselben laut von der Ehre und Sicherheit des Landes sprechen. Die Beweggründe zum Krieg sind in der That unzählbar, ebenso die Sünden und Laster desselben. Was war der Antrieb des Xerxes zu seinem Einfall in Griechenland? Es ist zu befürchten, daß man zuweilen Beispiele von Kriegen gehabt, welche für den einfachen Zweck begonnen und fortgesetzt wurden, das Geschrei des Volkes dadurch zu beruhigen, daß man dessen Aufmerksamkeit zerstreute.

Wenn die Ausschweifung eines Ministers, oder die Unpopularität seiner Maßregeln öffentliche Unzufriedenheit erregt hat, so kann er vielleicht kein besseres Mittel treffen, dem Unwillen des Volkes zu entgehen, als auf diese Weise zu bewirken, daß es dieselben vergißt. Er findet daher einen Vorwand irgend ein passendes Land mit Krieg zu bedrohen, um den Zorn des Volkes von ihm selbst auf dessen neugeschaffenen Feind zu lenken. Solche Ungerechtigkeit hat stattgefunden und mag wiederum stattfinden. Gewißlich, sie ist nahe zu der Gipfel der größten Ungerechtigkeit. Ich weiß nicht, ob die Urkunden menschlicher Ehrlosigkeit noch ein Verbrechen solcher gräßlichen und abscheulichen Gottlosigkeit darbieten. Eine schreckliche Lasterhaftigkeit oder Wildheit muß das sein, welche sich in der einzigen Absicht des persöhnlichen Vortheils in ihr Zimmer begeben und einen Vorwand für Blutvergießen schmieden kann; die ruhig Pläne entwerfen kann öffentliche Erbitterungen hervorzurufen, und dann die Brände des Krieges unter das geweihte und erschreckte Volk schleudern kann.

Das Volk sollte daher allemal, wenn ein Krieg beabsichtigt ist, fleißig die Beweggründe untersuchen, warum man denselben führen will. Und dies sollte eine Untersuchung sein, die sich nicht mit nichtigen Erklärungen unbestimmter Gefahren befriedigen läßt, und die nichts auf bloßes Vertrauen annimmt. Das Publikum sollte die Gefahr für sich selbst sehen; und wenn es dieselbe nicht sieht, so sollte es sich weigern sich blindlings führen zu lassen, seine Nachbarn zu ermorden. Dies scheint mir öffentliche Pflicht zu sein, und gewiß, das öffentliche Wohl erfordert es. Es folgert eine Vernachlässigung der Endzwecke und Absichten der Herrschaft, und der richtigen Stufen und Beschränkungen des Gehorsams, sich in eine so schreckliche Maßregel, als ein Krieg ist, treiben zu lassen, ohne die Ursache desselben zu wissen oder darnach zu fragen. Das Volk hat die Macht der Verhütung, und es sollte dieselbe ausüben. Laß mich aber nicht beschuldigt werden, als thäte ich Gewalt oder Wiederstand empfehlen. Die Macht, Krieg zu verhüten, besteht in der Macht, sich zu weigern Theil daran zu nehmen. Dies ist die Methode, politischen Uebeln entgegenzuwirken, welche das Christenthum erlaubt, und welche es in Wahrheit fordert. Und indem es die christliche Methode ist, so ist es auch in Rücksicht auf Krieg gewißlich die wirksamste; denn es ist klar, daß kein Krieg geführt werden kann, ohne die Mitwirkung des Volkes.

Aber ich glaube, daß eine der Hauptursachen der Popularität des Krieges und der leichtsinnigen Schwäche, womit wir uns in denselben einlassen, darin besteht: daß der Gedanke des Ruhms mit militärischen Heldenthaten, und der der Ehre mit dem Militärstand verbunden wird. Es wird angenommen, daß eine gewisse Würde dem Soldatenstand angehört; sei es nun, daß wir unwillkürlich seinen Muth verehren, oder daß derjenige, welcher es zu seinem Geschäft macht, den übrigen Theil der Gemeinheit zu beschützen, den Vorrang eines Schutzherrn erlangt, oder daß sein Stand eine Befreiung von den mühsamen und „geringeren" Gewerben des Lebens folgert. Der Krieg hat etwas Glänzendes und Anlockendes, sei es nun ein Luftgebild oder eine Wirklichkeit; und die Anlockung ist mächtig, indem man sieht, daß sie uns veranlaßt Ungemach und Beschädigungen zu ertragen, und das Leben beständiger Gefahr auszusetzen. Menschen werden nicht Soldaten deßwegen, daß sie in Rücksicht auf Leben gleichgültig sind, sondern wegen irgend welchen äußere Umständen, die ihren Stand eigen sind; und einige der einflußreichsten dieser Umstände sind der Muth, der Ruhm, die Ehre und die Glorie, worin die Menschheit einig ist, daß sie dem Krieger gebühren. Der Ruhm der Schlachten und der Ruhm derjenigen, welche in denselben umkommen, oder welche im Triumph nach ihrer Heimath zurückkehren, sind Lieblingspunkte für das Prunkgerede, den Geschichtschreiber, den Lebensbeschreiber und den Dichter. Sie haben uns tausend Mal von „sterbenden Helden" erzählt, die ihr „Leben inmitten der Siegesfreude aufopfern und von Englands Ruhm voll, im Tode freundlich sehen." Und auf diese Weise wird jeder Antrieb, den Beredsamkeit und Talent gebieten können, benutzt, jene

Ruhmbegierde zu erwecken, welche nur auf Kosten von Blut befriedigt werden kann.

Es gibt manche Weise, wodurch der Stand eines Soldaten ihm Vergnügen bringt. Ein Offizier ist, wenn er auf der Straße geht, ein Gegenstand der Bemerkung; er ist ein Mann von Muth, von Würde, von Edelmuth; allenthalben, wo er sich befindet, wird er von gemeinen Menschen unterschieden; er ist ein anerkannter Mann von Stand. Wenn er sich in eine Schlacht begibt, ist er tapfer, edel, großherzig. Wird er getödtet, so ist er für sein Vaterland gestorben; er hat seine Laufbahn mit Ruhm beschlossen. Nun, all dies ist dem Gemüth angenehm; es schmeichelt einigen unserer stärksten und durchdringendsten Leidenschaften; und das Vergnügen, welches der Krieg diesen Leidenschaften gewährt, ist eine der Hauptursachen, warum die Menschen sich so leicht damit abgeben.

Nun möchte ich die Frage an irgend einen vernünftigen Menschen richten: Was ist der Grund dieses Ruhms und dieser Glorie? Nun wir gestehen, daß wir nach unserm besten Entdeckungsvermögen keinen ächten Grund dafür finden können. Auf diesem Grund ist jedoch—was auch immer derselbe sein mag—ein unermeßlicher Bau errichtet,—ein Bau, der so großartig, so prächtig, so anziehend ist, daß ein großer Theil der Menschheit sich begnügt, denselben mit Bewunderung anzustaunen, ohne irgend eine Untersuchung der Grundlage desselben, oder Bekümmerniß um die Dauerhaftigkeit desselben. Sollte es aber der Fall sein, daß dieser prachtvolle Tempel nur stehen bleiben kann, bis die Wahrheit und das Licht des Christenthums vorherrschend werden, so wäre es weise von denjenigen gehandelt, welche eine Nische in dessen Zimmer suchen, als ihr größtes und endliches Gut, inne zu halten ehe sie weiter gehen. Wenn sie sich einen Ruf wünschen, der Schuld und Erdichtung überleben soll, so laß sie auf die Grundlage des Kriegsruhms sehen. Wenn dieser Ruhm eines Tages in Vergessenheit und Verachtung versinken sollte, so wäre es nicht das erste Beispiel, daß weitverbreiteter Ruhm als ein glänzender Schein befunden, und der verschwand und vergessen wurde. Man blicke auf die Tage des Ritterthums. Unter den zehntausend Quixotten des Mittelalters: wo ist nun die Ehre und der Ruf derselben? Dennoch sangen einst Dichter ihr Lob und die Schreiber ihrer großen Thaten glaubten, sie protokollirten ewigen Ruhm. Wo ist jetzt der Ruhm der Turniere? Ein Ruhm der ganz Europa durchschallte. Wo ist der Kämpfer, den Fürsten liebkosten und Edelmänner beneideten.? Wo sind nun die Siege Duns Scotus und die Blätter, welche seinen Ruhm verewigten? Der Kriegsruhm hat zwar diese überlebt. Menschliche Leidenschaften sind weniger veränderlich, als menschliche Thorheiten; aber ich bin willig meine Ueberzeugung zu äußern, daß diese Glorien bestimmt sind, in Vergessenheit zu kommen, und daß die Zeit herannaht, wo man sich an das Lob des Heldenmuths und den Glanz der Eroberung erinnert, als an Thorheiten und Sünden, die der Vergangenheit angehören. Laß denjenigen, der einen andern Ruhm sucht als den, welchen eine Zeit christlicher Lauterkeit gestatten wird, sich

beeilen; denn jede Stunde, welche er versäumt denselben zu erwerben, verkürzt die Dauer desselben. Dies ist gewiß, wenn irgend welche Gewißheit in die Verheißung des Himmels gesetzt werden kann.

In der Untersuchung des Grundes von Kriegsruhm sei man eingedenk, daß es von unsern Gegnern zugestanden wird, daß dieser Ruhm nicht vom Christenthum anerkannt wird. Kein Theil des Charakters der Heldenmuth, sagt ein berühmter Fürsprecher des Krieges, ist der „Gegenstand des Lobs, der Lehre, oder des Beispiels" Christi; aber der dem Heldenmuth meist entgegengesetzte Charakter und die Gesinnungen, sind der Gegenstand aller derselben. Dies ist ein großes Zugeständniß; und es ist gewiß die Sache der Christen, welche aufrichtig in ihrem Bekenntniß sind, die Lauterkeit jenes „Ruhms" und die Redlichkeit jenes „Charakters der Heldenmuth" zu bezweifeln, welche, wie es anerkannt ist, ihr erhabener Lehrer niemals in irgend einer Gestalt billigte und oft scharf tadelte.

Wenn es versucht wird zu bestimmen, warum dem Soldaten Ruhm zu Theil werden soll, so vermuthen wir, man wird auf dessen Fertigkeit, Tapferkeit und Patriotismus verwiesen werden. Von seiner Fertigkeit ist es nicht nöthig zu reden, indem sehr wenige eine Gelegenheit haben, solche zu entfalten. Das Geschäft der großen Mehrheit ist nur Gehorsam, und Gehorsam jener Art, der die Ausübung von Talent eher hemmt als befördert.

Das vernünftige und unsterbliche Geschöpf, welches den Bau seines Ruhms bloß auf Tapferkeit gründet, hat eine schlechte und schwache Grundlage gewählt. Man scheide Tapferkeit von Beweggründen und Zweck, und was bleibt noch, das der Kettenhund und der Kampfhahn nicht besitzen? Aller wahre, aller vernunftgemäße und, wir wagen es zu behaupten, aller bleibende Ruhm, bezieht sich auf das Gemüth und auf die Tugend; und welche Verwandtschaft hat thierische Stärke, oder thierische Kühnheit, mit Verstand und Gütigkeit? Ich verschreie Muth nicht. Ich weiß, daß derjenige, welcher genauer mit der Natur und dem Verdienst menschlicher Handlungen bekannt war als wir sind, Muth vielen Werth beilegte, aber der Tapferkeit keinen. Muth empfahl er durch seine Lehren und schärfte ihn durch sein Beispiel ein. Tapferkeit empfahl er ganz und gar nicht. Die Weisheit dieses Unterschieds, und deren Uebereinstimmung mit den Grundsätzen seiner Religion, sind klar. Tapferkeit erfordert das Dasein mancher jener Anlagen, welche er Mißbilligte. Feindseligkeit, Rache, ein Verlangen der Wiedervergeltung, eine Neigung Schaden zu thun und Verderben zu bringen, alles dies ist zur Tapferkeit erforderlich; aber alles dies ist mit dem Christenthum unverträglich. Der Muth, den das Christenthum erfordert, ist gegen Tapferkeit, was Geistesstärke gegen Keckheit ist—eher eine Anstrengung des Gemüths als der Gefühle. Er ist eine ruhige, standhafte Entschließung des Vorhabens, der nicht durch anhaltendes Bitten verleitet oder von Furcht eingeschüchtert wird. „Und nun siehe, ich im Geiste gebunden, fahre hin gen Jerusalem, weiß nicht, was mir daselbst begegnen wird. Ohne daß der heilige Geist in allen

Städten bezeuget, und spricht: Bande und Trübsal warten meiner daselbst. Aber ich achte deren keins, ich halte mein Leben auch selbst nicht theuer." Welche Aehnlichkeit hat Tapferkeit mit Muth wie dieser? Dieser Muth ist eine Tugend, und eine Tugend, welche es schwierig ist zu erlangen und zu üben; und wir haben deßhalb unachtsamer Weise oder sinnreicher Weise dessen Lob auf eine andere Eigenschaft übertragen, welche von niedrigerer Natur und leichter zu erlangen ist, damit wir den Ruhm der Tugend wohlfeil erhalten mögen. Daß einfache Tapferkeit viel Verdienstf olgert, ist schwierig zu beweisen — zum wenigsten sollte dieselbe verdienstvoll sein, so däucht uns, es sei in der Zuerkennung der Kriegsehren nicht immer leicht, das Uebergewicht der Tugend zwischen dem Soldaten und dem Pferd, welches ihn trägt, zu entscheiden.

Aber Patriotismus ist die große Grundlage des Soldatenruhms. Patriotismus ist das allgemeine Thema. „Edel für das Vaterland zu kämpfen;"—„ruhmgekrönt in der Sache unseres Landes zu fallen;"—unser „Leben zu opfern für die Freiheit, die Gesetze und die Religion unseres Landes,"—das sind Ausdrücke im Munde eines Jeden. Was meinen sie, oder wen gehen sie was an? Ich behaupte, daß überhaupt von denjenigen zu sagen, welche im Krieg umkommen, daß sie für ihr Vaterland gestorben sind, einfach unwahr ist, und das aus der einfachen Ursache, daß sie nicht für dasselbe kämpften. Eine Meinung, die seit Jahrhunderten bestanden, anzugreifen, dürfte vielleicht eine schwere Aufgabe sein; aber wir wünschen uns keines gebieterischen Wesens, sondern Argumenten zu bedienen; und wir behaupten, daß die Menschen überhaupt keine solche lautere Grundsätze haben, und keinen solchen Patriotismus besitzen. Und was ist des Offizier's Antrieb, Kriegsdienste zu nehmen? Ich berufe mich auf ihn selbst. Ist es nicht, um sich ein Einkommen zu sichern? Und was ist der Antrieb des gemeinen Soldaten?—Ist er nicht, daß er ein Leben des Müßiggangs dem des Gewerbfleißes vorzieht? oder daß sein einziger Wunsch nur Liebe zur Abwechselung ist? Hat er nun Kriegsdienste genommen, was ist ferner des Soldaten Antrieb zu kämpfen? Ist es nicht, daß Fechten ein Theil seines Geschäfts ist—daß es eine der Bedingungen seiner Knechtschaft ist? Wir sagen eben jetzt nicht, daß dies schlechte Antriebe sind, aber wir sagen, daß es die Antriebe sind,—und nicht die des Patriotismus. Gibt es unter Hunderten unter denjenigen, welche in einer Schlacht fallen, auch Einen, dem das Wohl seines Landes angelegen ist? Er mag vielleicht auf dessen Ruhm oder auf die Ehre seines Regiments bedacht sein, aber seines Landes Vortheil und Wohlfahrt ist nicht seine Sorge, nicht sein Gedanke. Er kämpft, weil kämpfen an sich selbst Sache des Soldaten ist, oder weil sein persöhnlicher Ruf auf dem Spiel ist, oder weil er gezwungen ist zu kämpfen, oder weil er sich gar nicht auf die Sache besinnt; aber selten deßwegen, daß er seinem Lande zu nutzen sucht. Er kämpft in der Schlacht, wie ein Pferd an einem Karren zieht, weil er gezwungen ist es zu thun, oder weil er es zuvor gethan hat; aber er ist selten mehr auf die Wohlfart seines Landes bedacht,

als das Pferd, wenn es Korn nach der Fruchtkammer bringt, darauf bedacht ist, für die Gemächlichkeiten seines Meisters zu sorgen.

Und wenn auch wirklich ein Soldat über die Wohlfahrt seines Landes nachdenkt, so kann er oft nicht begreifen, wie durch einen Streit darauf gewirkt werden soll. Noch kann es von ihm erwartet werden, daß er dies begreifen sollte. Denn wenn ein Gerücht von einem Krieg im Umlauf ist, so gibt es eine endlose Meinungsverschiedenheit in Betreff der Zweckmäßigkeit desselben, und endlose einander entgegengesetzte Folgerungen, ob es am meisten zur Wohlfahrt des Landes gereichen wird, sich in denselben einzulassen, oder denselben zu vermeiden. Wenn Senatoren und Staatsmänner den Nutzen oder Schaden eines Krieges nicht berechnen können—wenn einer Vortheil verspricht und ein anderer Verderben prophezeiht,—wie kann da der Soldat entscheiden? Und ohne in Betreff des Besten entscheiden und dasselbe befördern zu können, wie kann er patriotisch sein? Noch ist viel dabei gewonnen, wenn man sagt, daß die Politik seine Sache nicht sei, und daß ihm keine andere Pflicht als die des Gehorsams obliege; indem dies seinen Dienst zu dem Dienst einer Maschine herabsetzen würde; und überdies möchten, dieser Regel gemäß, seine Waffen, ohne Unterschied, zur Beunruhigung eines andern oder zur Unterdrückung seines eigenen Landes, gebraucht werden. Die Wahrheit ist, wir bewilligen dem Soldaten das, womit wir gewöhnlich sehr sparsam sind—ein unverdientes Zugeständniß des Verdienstes. Im gewöhnlichen Leben behauptet ein Mensch seine persönlichen Ansichten, und verfolgt ein denselben gemäßes Betragen, mit dem Beifall einer Partei von Menschen, und dem Tadel einer andern. Eine Partei sagt, er bringt seinem Lande Nutzen, und eine andere behauptet er ruinire dasselbe. Der Soldat aber, wofür auch immer er kämpft, und ob wirklich in der Beförderung des Wohls seines Landes oder dagegen, ist immer ein Patriot, und immer seines Lobes gewiß. Wenn der Krieg ein Nationalunglück ist,—und wurde als ein solches vorhergesehen—immer, er kämpft für sein Vaterland. Wenn seine Einsicht gegen den Krieg, und gegen die Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit desselben entschieden hat—immer, er kämpft für sein Vaterland. Er ist immer tugendsam. Wenn er nur das Bajonnett gebraucht, so ist er immer ein Patriot.

Unser Leben für die Freiheit, für die Gesetze und für die Religion unseres Vaterlandes zu opfern, sind zweifelsohne laut tönende Worte;—aber wer sind die, die dieses thun? Wer ist es, der sein Leben für sein Vaterland aufopfert? Thut der Senator dies, der den Krieg unterstützt? Thut der Schreiber es, der für Patriotismus schreibt? Thut der Diener der Religion es, der das Opfer empfiehlt? Nehme Ruhm hinweg—nehme Krieg hinweg, und es ist nicht einer unter ihnen der es thut. Opferst du dein Leben daheim auf? Wenn der Verlust deines Lebens in London oder York deinem Lande gerade so viel Nutzen bringen würde, als der Verlust eines Soldaten auf dem Schlachtfelde, würdest du dann willig sein dein Haupt unter das Beil zu legen? Bist du willig zu

sterben ohne Notiz und ohne Andenken, und dieser kleinen unentdeckbaren Mitwirkung zur Wohlfahrt deines Landes wegen? Vielleicht würdest du sterben, um dein Land zu retten, aber dies ist nicht die Frage. Eines Soldaten Tod rettet das Land nicht. Die Frage ist, ob du ohne irgend einige der Kriegsumstände, ohne irgend etwas von dessen Ruhm oder Pracht, willig wärest dich dem Scharfrichter zu übergeben. Bist du dies nicht, so bist du nicht willig für dein Land zu sterben. Und es gibt nicht einen Einzigen unter den Tausenden, welche für Patriotismus schreien, der willig wäre es zu thun. Er ist zwar willig sein Leben hinzugeben,—aber es muß im Krieg sein. Er ist willig zu sterben,—aber es ist nicht um des Patriotismus, sondern um des Ruhms willen.

Das Argument däucht uns klar zu sein, daß Patriotismus nicht der Antrieb ist; und daß es mit keinem vernünftigen Gebrauch der Sprache gesagt werden kann, daß der Soldat „für sein Land sterbe." Die Menschen opfern ihr Leben keineswegs auf, es sei denn im Krieg,—und sie opfern es im Krieg nicht auf aus Antrieb von Patriotismus.*)

Was ist alsdann die Grundlage von Kriegsruhm? Ist es Tapferkeit? Tapferkeit hat wenig Verwandtschaft mit der Vernunft, und noch weniger mit der Religion. Der Verstand mag dieselbe verachten, und das Christenthum verwirft sie. Ist es Patriotismus? Sollen wir uns auf des Soldaten Beweggründe und Absichten beziehen? Wenn wir dies thun, so ist er nicht nothwendiger Weise oder oft ein Patriot. Es war ein gemeiner Ausdruck unter Matrosen, und ist vielleicht noch: „Ich hasse die Franzosen, weil sie Sclaven sind und Holzschuhe tragen." Das war der Inbegriff ihrer Argumente; und ich denke nicht, daß die Masse derjenigen, welche auf dem Lande kämpfen, mit bessere begabt sind.

Verbrechen sollte bis auf ihre Ursachen nachgespürt werden: und die Schuld sollte auf diejenigen haften, welche dieselben veranlassen, obschon sie

---

*) Wir wissen, daß es Fälle gegeben hat, und noch gibt, in welchem der Soldad von reinen Beweggründen angetrieben wird. Ein Einfall mag den National Patriotismus erwecken und das Volk bewaffnen für den unverfälschten Zweck sich zu vertheidigen. Dies ist ein bestimmter Zweck, ein Zweck, den Jedermann versteht, und in welchem Jedermann interessirt ist; und wenn Jemand unter solchen Umständen umkommt, so läugnen wir nicht, daß seine Beweggründe patriotisch sind. Die Handlungen, wozu dieselben Anlaß geben, sind jedoch eine besondere Betrachtung, und hängen, in Betreff ihrer Eigenschaften, von der Rechtlichkeit des Krieges selbst ab. Antriebe mögen patriotisch sein, während Handlungen schlecht sind. Ich möchte vielleicht meinem Lande dadurch nützen, daß ich eine Flotte in die Luft sprenge, deren Ladung dem Handel schaden möchte. Mein Antrieb möchte patriotisch sein, aber meine Handlung wäre lasterhaft.

Man erinnert sich nicht hinlänglich, daß eben weit lauterer Patriotismus als dieser, nicht nothwendiger Weise eine Tugend ist. „Das Christenthum," sagt Bischof Watson, „ermuntert keinen besondern Patriotismus gegen allgemeine Wohlthätigkeit." Und die Ursache ist leicht zu entdecken. Das Christenthum ist bestimmt, nicht einer Gemeinheit, sondern der Welt Nutzen zu bringen. Wenn dasselbe besondern Patriotismus unbedingt ermuntere, so würden oft die Pflichten eines Unterthanen eines Staates gegen jene eines Unterthanen eines andern Staates sein. Das Christenthum kennt aber keine solche Widersprüche; und was auch immer für ein Patriotismus der sein mag, der in seiner Ausübung gegen die allgemeine Wohlfahrt der Menschen ist, er ist in keinem Grade eine Tugend.

dieselben nicht verüben. Und wem sind die öftern Wiederholungen und Uebelthaten des Krieges hauptsächlich zuzuschreiben? Den Führer der öffentlichen Meinung, den Schreiern für Ruhm: — Männern, die ruhig daheim in ihren Studirzimmern und an ihren Schreibpulten sitzen; dem Geschichtschreiber, dem Biographenschreiber, dem Dichter, dem Moralisten, dem Flugschriftenschreiber, dem Redacteur der Zeitung und dem Religionslehrer.

Ein Beispiel der Declamation von der Kanzel möchte ich dem Leser hier darbieten:—„Geht also, ihr Vertheidiger eures Vaterlandes; rückt munter vorwärts in das Schlachtfeld, wo Gott selbst die Heerschaaren zum Kampf versammelt. Die Religion ist zu tief in eurem glücklichen Erfolg interessirt, daß sie euch nicht Hülfe leisten sollte. Sie wird auf dieses Unternehmen ihren auserlesensten Einfluß ausgießen. Ich kann nicht umhin, mir vorzustellen, daß die tugendsamen Helden, Gesetzgeber und Patrioten jedes Zeitalters und Landes, sich von ihren erhabenen Wohnungen herablassen, um Zeugen dieses Kampfes zu sein, als wenn es ihnen nicht möglich wäre ihre ewige Ruhe zu genießen, bis derselbe zu einem glücklichen Ende gebracht wird. Genießet jene Ruhe, erhabene Unsterbliche! Euer Mantel fiel als ihr aufwärts fuhret, und Tausende, entzündet von Eifer, und begierig in eure Fußstapfen zu treten, sind bereit bei Jenem zu schwören, der auf dem Throne sitzt und von Ewigkeit zu Ewigkeit lebt, daß sie die Freiheit in ihrer letzten Zuflucht beschützen und nie jene Sache verlassen werden, welche ihr durch eure Arbeit erhalten und durch euer Blut befestiget habt. Und Du, der einige Regent unter den Menschenkindern, dem die Schilde gehören,— Umgürte dich mit deinem Schwert, du Allmächtiger! Zeige dich unsern Heerschaaren am Tage der Schlacht. Verleihe ihnen, noch zu ihrer angeerbten Tapferkeit, jenes Zutrauen auf einen glücklichen Erfolg, welches von deiner Gegenwart kommt! Gieße über ihre Herzen aus den Geist verstorbener Helden! Begeistere sie mit deinem Eigenen; und indem sie durch deine Hand geführt werden, und unter deinem Panier kämpfen, so öffne ihnen die Augen, daß sie in jedem Thal und auf jeder Ebene das sehen mögen, was der Prophet durch dieselbe Erleuchtung gesehen—feurige Wagen und feurige Rosse. Dann wird „der Schutz sein wie Werg und sein Thun wie ein Funke und beides mit einander angezündet werde, daß Niemand lösche."*) Von solcher unehrerbietigen Sprache, gebraucht, um solche heftige Gesinnungen mitzutheilen, hat die Welt, hoffe ich, wenige Beispiele gehabt. Ach! wie unähnlich einer andern Ermahnung: „So ziehet nun an herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demuth, Sanftmuth, Geduld, und vertrage Einer den Andern, und vergebet euch unter einander, so Jemand Klage hat wider den Andern."†)

---

*) „Gesinnungen, die auf die Krisis passen."—Eine Predigt, gehalten am 19 Oct. 1803, von Robert Hall, A. M.

†) Noch widerspricht der Prediger den Aposteln. Er widerspricht ebenfalls sich selbst. In einer andern Rede, die er im vorhergehenden Jahre hielt," sagt er: „Die Sicherheit der Völker ist nicht in den Künsten und den Waffen zu suchen. Der Krieg, in Rücksicht auf dessen Zwecke, kehrt all die Gesetze der Moral um. Er ist nichts weniger

„So lang als die Menschen," sagt Gibbon, „fortfahren ihren Verderbern mehr freigebig Lob zu ertheilen als ihren Wohlthätern, wird die Begierde nach Kriegsruhm das Laster der erhabensten Charaktere sein." „Es ist wunderbar sich vorzustellen," sagt der Graf von Schaftesbury, „daß Krieg, der unter allen Dingen das barbarischte zu sein scheint, die Leidenschaft der heldenmüthigsten Geister sein sollte." Aber er gibt uns die Ursachen an. „Durch eine geringe Mißleitung der Gefühle wird ein Freund der Menschheit ein Verwüster; ein Held und Erretter wird ein Bedrücker und Verderber." Dies ist das „Laster," und dies die „Mißleitung," welche wir behaupten, daß ein großer Theil der Schriftsteller jedes civilisirten Landes beständig veranlaßt und befördert. Und auf diese Weise, ohne vielleicht irgend eine Absicht Schaden zu thun, tragen sie mehr zum Verderben der Menschheit bei, als Gewaltthätigkeit oder Ruhmbegierde. Ein Schreiber denkt vielleicht, es werde wenig schaden, daß man Tapferkeit lobe. Die Abweichung von der Tugend mag zwar in ihrem Anfang gering sein, aber die Wirkung seines Lobes geht in der Richtung der Schlechtigkeit voran, bis es zuletzt zu den größten Gewaltthaten, jeder Methode die Menschen zu vernichten, führt.

Es gibt eine Art Declamation hinsichtlich des Ruhms derjenigen, welche auf dem Schlachtfelde sterben, worauf ich die Aufmerksamkeit des Lesers lenken möchte. Man sagt uns, daß wenn der letzte Athemzug des Triumphs und der Herausforderung erloschen sei, so steige der unerschrockene Geist siegreich von dem Felde des Ruhms in seinen verwandten Himmel empor. Was der Held auf Erden gewesen, daran ist nichts gelegen; wenn er durch eine Musketenkugel stirbt, so geht er in den Himmel ein auf sein eigenes Recht. Alle Menschen lieben es zu wähnen, daß sie am Ende zur Glückseligkeit gelangen werden; und zu erfahren, daß sie dieselbe ohne Frömmigkeit, und ungeachtet des Lasters, erlangen können, muß ohne Zweifel besonders tröstlich sein. Die Geschichte des Helden großer Thaten sollte zwar vollkommen sein ohne dies; und der unverdiente Uebergang seiner Seele in den Himmel, formirt einen angemessenen Schluß der Erzählung.

Ich möchte weit davon entfernt sein, „Verdammniß im Lande herum auszutheilen" ("dealing damnation round the land"), und glaube

---

als eine vorübergehende Aufhebung aller Grundsätze der Tugend. Er ist ein System von dem fast alle Tugenden ausgeschlossen, und in dem fast alle Laster einverleibt sind. Indem derselbe uns lehrt, einen Theil unserer Mitmenschen als eigentliche Gegenstände unseres Hasses zu betrachten, so entfernt derselbe, insofern als diese begriffen sind, jede Grundlage der Gesellschaft, der Civilisation und der Tugend; denn die Grundlage dieser ist Wohlwollen gegen eine jede Person unseres Geschlechts. „Die Religion" also, wird uns gesagt, „gießt ihren auserlesensten Einfluß aus über das, welches alle Grundsätze der Tugend aufhebt"—über das, „in welchem fast alle Laster einverleibt sind!" Was für eine „Religion" es ist, welche das thut, weiß ich nicht,—aber ich weiß, daß es nicht die Religion Jesu ist. Die Wahrheit führt nie in solche Widersprüche. Wohl wurde es gesagt, daß wir nicht zweien Herren dienen können. Die Stellen, welche wir angeführt haben, sind hinlängliches Zeugniß, daß diejenigen, welche es mit Einem halten wollen, den Andern verlassen müssen.

zuversichtlich, daß manche derjenigen, welche auf dem Schlachtfelde gefallen sind, eine ewige Ruhestätte gefunden haben. Aber die Braven ohne Unterschied zur Glückseligkeit zu erheben, ist gewißlich nicht zu rechtfertigen; und wenn die Gottlosigkeit in der Beförderung der Gottlosigkeit besteht, so ist dies ebenfalls gottlos.

Wenn wir in ausdrücklicher und deutlicher Sprache von Menschen ohne Unterschied, und folglich auch von den bösen, sagen, daß sie auf den Fliegeln der Entzückung in den Himmel steigen werden, so thun wir alles was Sprache thun kann, der Lasterhaftigkeit Muth einzusprechen. Die Drohungen der Religion mögen noch immer erschrecken; aber wir haben, wenigstens nach unserm äußersten Vermögen, deren Einfluß vermindert. Das Gemüth nimmt willig die Zusicherung an, der es wünscht zu vertrauen, oder läßt sich die Unwahrheiten gefallen, welche es zu glauben wünscht; und trotz all ihrer bessern Erkenntniß, ist es zu befürchten, daß Einige in der Lasterhaftigkeit fortfahren, in der ungewissen Hoffnung, daß das, was ihnen Dichter und Geschichtschreiber sagen, keine Erdichtung sein mag.

Vielleicht die kräftigste Ermunterung, welche diese Declamationen den Lastern des Soldaten geben, ist in diesem Umstand enthalten, daß sie kund thun, daß die öffentliche Meinung sie nicht verabscheut. Die öffentliche Meinung ist eine der wirksamsten Regulatoren der menschlichen Leidenschaften, und auf den Soldaten ist diese Macht besonders von Einfluß. Sein Stand und sein persönliches Betragen verdanken beinahe all ihren Werth und Ruf dem Gutachten der Menschen—und diesem allein. Wenn daher die öffentliche Meinung seine Laster nicht tadelt,—wenn sie, trotz dieser Laster, ihm die ewige Seligkeit zuerkennt, welche Schranken für seine Leidenschaften bleiben noch übrig, oder welch Wunder ist es, wenn er dieselben nicht in Schranken hält?

Die besondere Anwendung des Gegenstandes auf unsern Zweck, ist jedoch, daß diese und ähnliche Vorstellungen Antriebe zum Militärstand sind. Das Kriegsleben ist ein bevorrechteter Stand, in welchem ein Mensch dem Laster ungestraft fröhnen kann. Sein Beruf ist eine Entschuldigung für seine Uebelthaten, und beschirmt dieselben vor Strafe. Und was für ein größerer Beweggrund für das Kriegsleben kann gegeben werden? Oder was kann gräßlicher sein, als die Uebelthat derjenigen, welche denselben verursachen? Ich weiß in der That nicht, ob die Schuld oder die Thorheit am größten ist. Eine erbärmliche Schwachheit muß das gewiß sein, welche sich überreden kann, all die Schönheiten der Natur, und all die Wirklichkeiten und Schrecken der Religion zu opfern, für die Liebe zu der fließenden Einbildung, daß Geister von dem Schlachtfelde in den Himmel steigen. Ob Schreiber dies thun sollten, ist nicht eine Frage die sich wählen läßt, sondern eine Frage der Pflicht. Wenn wir nicht Mithelfer zum Verbrechen, und Theilhaber an dessen Schuld sein wollen, so ist es obliegend, daß wir uns enthalten.

Der Leser mag vielleicht beobachtet haben, daß einige jener Schreiber,

welche libera.e Beiträge zu der Kriegsleidenschaft sind, zuweilen, in Augenblicken wenn die Wahrheit und die Natur den Einfluß von Gewohnheit gesprengt zu haben scheinen, das System nachdrücklich tadeln, zu dessen Erhaltung sie so oft beigetragen haben. Es gibt wenige Bücher, deren Tendenz mehr kriegerisch ist, oder die mehr geeignet sind die Leidenschaft für Kriegsruhm anzureizen, als das Leben Nelson's von Southey, ein Werk, in dessen Verfassung es wahrscheinlich dem Autor nie in den Sinn gekommen zu untersuchen, ob er nicht zum Verderben der Menschheit beitrage. Ein Beiträger jedoch, wie er gewesen, so finden wir in einem andern seiner Werke, diese auserordentliche und merkwürdige Stelle: „Es gibt nur eine Gemeinschaft von Christen in der Welt, und diese ist unglücklicher Weise unter allen die kleinste, welche erleuchtet genug ist, das Verbot des Krieges durch unsern göttlichen Meister, in dessen deutlichem, buchstäblichem und unstreitigem Sinn zu verstehen, und gewissenhaft genug ist, demselben Gehorsam zu leisten, selbst dem Naturinstinkt dem Gehorsam unterwürfig machend." Von diesen freiwilligen Zeugnissen des Gemüths gegen die Grundsätze, die demselben aus Gewohnheit eigen sind, und welche es aus Gewohnheit einschärft, könnten manche Beispiele gegeben werden; und sie sind werthvolle Zeugnisse, indem sie durch den Einfluß der schlichten Natur und der ungetrübten Wahrheit herausgelockt worden zu sein scheinen. Dies, meine ich, sei ihr einleuchtender Charakter. Es wird gefunden, daß sie gewöhnlich geschrieben worden sind, als das Gemüth von der Vernunft nüchtern gemacht und von der Religion besänftigt war; als die Gefühle nicht durch äußere Reizmittel erregt, und Eroberung, Ehre und Ruhm zu jenem Standpunkt von Bedeutung reducirt waren, den die Wahrheit denselben zuerkennt.

Ob jedoch solche Zeugnisse viele Kraft haben den Leser zu überzeugen, weiß ich nicht. Umgeben, wie sie sind, von einem Widerspruch von Meinungen, so ist es möglich, daß diejenigen, welche dieselben lesen, sie als Spekulationen unausführbarer Sittlichkeit bei seite legen werden. Ich kann jedoch nicht umhin, dem Leser zu empfehlen, so oft er solche Stellen antrifft, deren Sinn und Kraft ernstlich zu prüfen; zu untersuchen, ob sie nicht mit der lautern Wahrheit übereinstimmend sind, und ob sie nicht eine desto größere Autorität besitzen, indem sie sich dem Gemüthe abdrangen, als es am wenigsten wahrscheinlich war, daß das dasselbe betrogen war, und gegen all seine Gewohnheiten und Vergesellschaftungen.

Dergleichen Dinge gehören also zu den Hauptursachen des Krieges. Einige bestehen in einem Mangel an Ueberlegung, und andere in Täuschung; einige sind lohndienende, und andere strafbare. Ob irgend welche oder alle derselben einen Beweggrund bilden, Reiche zu verwüsten und Menschen zu vernichten, den ein tugendhafter Mensch, der sich von Gefühlen der Gewohnheit absondert, mit Beifall betrachten kann, ist eine Frage, die ein Jeder für sich selbst machen und entscheiden sollte. Ein Kampf zwischen Nationen ist eine bedenkliche Sache. Kein aus unsern Leidenschaften entstehenster Antrieb sollte einen solchen veranlassen, oder

irgend einen Einfluß haben solchen zu veranlassen. Angenommen, daß die Frage der Gültigkeit des Krieges gelöst wäre, so sollte man sich nicht ohne die ernsteste, die unvermeidlichste und die unnachgiebigste Nothwendigkeit in denselben einlassen. Daß eine solche Nothwendigkeit in diesen Beweggründen enthalten ist, meine ich könne nicht bewiesen werden. Wir mögen daher billig die Haltbarkeit eines Gebrauchs in Frage ziehen, der durch solche Ursachen fortgeführt und durch solche Antriebe unterstützt wird. Wenn ein Baum an seiner Frucht erkannt wird, so kann man auch die Frucht nach dem Baum beurtheilen: „Man lieset nicht Feigen von den Dornen." Wenn die Antriebe zum Krieg und dessen Ursachen unlauter sind, so kann der Krieg selbst nicht tugendhaft sein; und ich möchte daher den Leser feierlich einladen, der nachfolgenden Untersuchung seine ruhige und christliche Aufmerksamkeit zu schenken.

Zweiter Theil.

Eine Untersuchung ꝛc.

Wenn ich mich bestrebe mich des Einflusses der Gewohnheit zu entkleiden, und ein Schlachtfeld mit jenen Gefühlen zu betrachten, welche es in dem Gemüth eines Wesens erregen würde, welches nie zuvor von Menschenschlachterei gehört, so finde ich mich einzig von Entsetzen und Erstaunen durchdrungen, und von den beiden Arten der Gefühle ist vielleicht das des Erstaunens das gröste.

Daß mehrere tausende Personen zusammentreffen, und dann kaltblütig anfangen sollten einander zu tödten, scheint dem Verstand ein so verkehrtes, ein so widernatürliches Verfahren zu sein, daß ich meine ein Wesen wie das gedachte, würde unvermeidlich schließen, daß sie wahnsinnig wäre. Auch wenn man versuchen würde, ihm einige der Beweggründe zu einem solchen Betragen zu erklären, so glaube ich nicht, daß es im Stand wäre zu begreifen, welche mögliche Umstände dasselbe vernünftig machen könnten. Die Wildheit und erstaunliche Thorheit der Handlung würde den Einfluß eines jeden erdenkbaren Beweggrundes überwiegen, und es würde sich unbefriedigt hinwegwenden, „Erstaunt über den Unsinn der Menschheit."

Es ist ein Nutzen darin, Voraussetzungen wie diese zu machen, indem das Gemüth, wenn es mit einem Gebrauch vertraut wird, wie gräßlich und unmenschlich derselbe auch sein mag, etwas von seinem moralischen Scharfsinn verliert. — Verworfenheit wird Ehre, und Unmenschlichkeit wird Geistesstärke. Wenn aber der Gegenstand dem Gemüthe durch irgend einen Umstand dargestellt wird, unverbunden mit irgend welchen von dessen frühern Vergesellschaftungen, so sieht man denselben mit einer neuen Einsicht und neuen Gefühlen, und wundert sich vielleicht dann, daß man nicht vorher so gefühlt und gedacht habe. Und solche Gelegenheiten zu suchen, ist die Pflicht eines klugen Mannes, indem es, wenn uns solche nie widerfahren, oft schwierig ist, den Werth menschlicher Handlungen genau zu bestimmen, oder zu entscheiden, ob wir dieselben billigen durch eine Entscheidung unserer Beurtheilungskraft, oder ob wir sie nur durch Gewohnheit genehmigen.

Es ist bemerkungswerth, sowohl als der Erinnerung werth, daß das einzige Wesen in der Schöpfung Gottes, welches sich in der Vernichtung seines Geschlechts im großen beschäftigt, der Mensch ist; jenes Wesen

allein, welches Vernunft besitzt, um seine Handlungen zu leiten, von welchem allein es gefordert wird, seine Mitgeschöpfe zu lieben, und welches allein für Ruhm und Friede hofft in der Zukunft. Dies alles scheint wunderbar, und mag uns billiger Maßen demüthigen. Das Vermögen, welches uns über den übrigen Theil der Schöpfung erhebt, haben wir benutzt um uns dem Vorrang in Gewaltthätigkeit und Bosheit zu verschaffen.

Es ist eigentlich ein Gegenstand des Wunders, daß man den Argumenten, welche vorgebracht werden um einen solchen Gebrauch wie Krieg zu rechtfertigen, so wenig Untersuchung gewährt. Es muß ein fleißig unheilbringendes Genie sein, welches einen jammervollerern und schrecklicherern Gebrauch ersinnen könnte; und dennoch ist es ein Gebrauch, dessen Nothwendigkeit zu untersuchen uns selten einfällt, oder die Frage zu machen, ob derselbe nicht könnte oder sollte vermieden werden. Eine Wahrheit genehmigen jedoch Alle, daß die Argumente zu Gunsten eines solchen Gebrauchs unwiderlegbar und überzeugend sein sollten.

Laß es nicht gesagt werden, daß die Erfahrung und der Gebrauch anderer Zeitalter, die Nothwendigkeit der Untersuchung in unserem eigenen aufhebe; daß keine Ursache da sei, die Rechtmäßigkeit dessen in Frage zu stellen, welches von vierzig Jahrhunderten genehmigt worden sei; oder daß derjenige, welcher sich erkühnt dies in Frage zu stellen, sich mit Entwürfen eingebildeter Menschenliebe unterhalte. „Es gibt vielleicht," sagt Lord Clarendon, „kein größeres Hinderniß zur Erforschung der Wahrheit, oder zum Fortschritt der Erkenntniß, als dieses: daß man sich zu oft auf das Alterthum beruft, und daß man zu lässig auf seinen Verstand zu Gunsten desselben verzichtet." Wer auch immer auf eine Veränderung bestehender Einrichtung anträgt, dem wird von einigen Menschen mit einer Art instinktartigem Widerspruch begegnet, der von keiner Folgerung der Vernunft, von keiner Erwägung von Schicklichkeit oder Grundsätzen von Rechtlichkeit geleitet zu sein scheint, der das bestehende System vertheidigt weil es besteht, und dessen Gegentheil ebensowohl vertheidigen würde, wenn es das älteste wäre. „Noch ist es aus Bescheidenheit, daß wir also Verzicht leisten, oder daß wir in der That denken, daß Jene, welche uns vorangegangen, klüger als wir gewesen sind,; wir sind so Stolz und eigensinnig als irgend einige unserer Vorväter; aber es ist aus Faulheit; wir nehmen lieber ihre Worte an, als daß wir uns die Mühe geben, die Ursachen zu prüfen, wodurch sie geleitet wurden."*) Denjenigen, welche auf Einwendungen, auf Autorität von Zeitaltern, Gewicht legen, kann es allerdings als hinlängliche Antwort dienen, wenn man ihnen sagt, daß dieselben auf jeden lang fortdauernden Gebrauch anwendbar sind. Sclavenhändler stützen sich auf solche gegen die Freude der Sclavenbefreiung; Papisten bestanden auf solchen gegen Wickliffe und Luther; und die Athener dachten wahrscheinlich, es sei eine gute Einwendung gegen einen Apostel gewesen, daß er „neue Götter verkündigte."

---

*) Lord Clarendon's Aufsätze.

Es ist einverstanden von allen verständigen Moralisten, daß das Fundament unserer Pflichten der Wille Gottes sei, und daß dieser Wille aus der Offenbarung, die er uns gegeben, erforscht werden müsse. Auf das Christenthum berufen wir uns daher für die Entscheidung dieser wichtigen Frage; wir nehmen keinen andern Prüfstein der Wahrheit an, und mit demjenigen, der dafür hält, daß die Entscheidung des Christenthums durch andere Rücksichten aufgehoben werden können, haben wir nichts zu schaffen; wir richten unsere Beweisgründe nicht an ihn, sondern überlassen es ihm, irgend eine andere und bessere Regel zu finden, wodurch er seine Grundsätze ordnen und wonach er sein Betragen einrichten möge. Diese Bemerkungen gelten jenen Gegnern, welche unbestimmt behaupten, daß der Krieg nothwendig sei;" denn angenommen, daß die christliche Religion den Krieg verbietet, so ist es abgeschmackt, und dazu unehrerbietig, uns in der Unterstützung desselben deßwegen zu rechtfertigen, daß er „nothwendig sei." Von einem gottlichen Gesetz zu reden, dem man nicht gehorsam sein muß, folgert eine solche Verwirrung moralischer Grundsätze, sowohl als Lockerheit derselben, daß es weder dem Philosophen noch dem Christen obliegt, dieselbe zu betrachten. Aber vielleicht thun einige derjenigen, welche behaupten, daß „Krieg nothwendig sei," nicht sehr genau untersuchen, was sie damit sagen wollen. Es gibt zwei Arten von Nothwendigkeit—eine moralische, und eine natürliche; und es ist wahrscheinlich, daß einige Menschen es im Gebrauch haben, dieselben mit einander zu verwechseln. Daß es irgend eine natürliche Nothwendigkeit für Krieg gibt,—daß die Menschen nicht, wenn sie lieber wollen, sich weigern mögen, sich in denselben einzulassen, kann Niemand behaupten. Und eine moralische Nothwendigkeit, eine Handlung zu vollziehen, kann nur in der Aussicht eines gewissen Grades von Uebel, durch Unterlassung solcher Handlung, bestehen. Und wenn also diejenigen, welche behaupten, daß „Krieg nothwendig sei," damit sagen wollen, daß eine natürliche Nothwendigkeit für denselben da sei, so läugnen wir dies. Wenn sie damit sagen wollen, daß der Krieg größere Uebel abwehre als er veranlasse, so fragen wir für Beweis. Solcher Beweis ist aber noch nie gegeben worden; und wenn wir auch dachten wir hätten solchen Beweis, so würden wir immer wieder auf die erste Frage verwiesen werden: „Was ist der Wille Gottes?"

Es gewährt etwas Befriedigung, im Stande zu sein, über eine Frage dieser Art, das Zeugniß einiger großer Gemüther gegen die Rechtmäßigkeit des Krieges zu geben, wie solche Zeugnisse dem allgemeinen Vorurtheil und dem allgemeinen Gebrauch der Menschen entgegen stehen. Es ist von Beccaria bemerkt worden, daß „es das Schicksal wichtiger Wahrheiten sei, nur wie Blitzstrahle zu leuchten unter den finstern Wolken, in welche Irrthum das Weltall eingefüllt hat; und wenn unsere Zeugnisse wenige und vorübergehend sind, so liegt nichts daran, nur daß ihr Licht das Licht der Wahrheit sei." Es gibt zwar Manche, welche, indem sie die schrecklichen Einzelheiten einer Belagerung oder Schlacht beschreiben, sich in feierlichen Reden über die Schreckniſse des Krieges ergehen, solchen,

wie dergleichen schon oft wiederholt und gelobt, und ebenso oft vergessen worden sind. Aber solche Reden sind von keinem Werth und wenig Wirkung. Wer den nächsten Abschnitt liest, wird wahrscheinlich eine Einladung finden, den Pfad des Ruhms und des Sieges zu verfolgen—des Helden Gefahr und des Helden Lob zu theilen, und er wird bald finden, daß der moralisirende Dienst seines Autors eher ein Antrieb der Gefühle als von Grundsätzen ist, und denken, daß obschon es ganz gut ist dieselben zu schreiben, es dennoch noch besser ist dieselben zu vergessen.

Es gibt jedoch von ruhiger Ueberlegung überlieferte Zeugnisse, von scharfsinnigen und aufgeklärten Männern, welchen wenigstens billig so viel Ansehen eingeräumt werden sollte, als die gegenwärtige Untersuchung von der Beschuldigung zu befreien, daß sie eine schwärmerische und geträumte sei. Das Christenthum bedarf zwar keiner solchen Hülfe; aber wenn dieselben eine Untersuchung der Pflichten desselben veranlassen sollten, so wird ein weiser Mann nicht wünschen, daß dieselben hintangesetzt werden sollten.

„Diejenigen, welche den Krieg vertheidigen," sagt Erasmus, „müssen die Gesinnungen vertheidigen, welche dazu führen; und diese Gesinnungen sind unbedingt vom Evangelium verboten. Seitdem daß Christus sagte: „Stecke dein Schwert an seinen Ort," sollten Christen sich nicht mit Krieg abgeben. Christus gestattete Petrus in einen Irrthum zu fallen in Betreff dieser Sache, in der Absicht, daß wenn er Petrus Schwert beseitigt hätte, es nicht länger irgend einem Zweifel unterworfen sein sollte, daß der Krieg verboten sei, welches vor jenem Befehl als gebilligt betrachtet würde."—„Ich bin überzeugt" sagt Bischof Landaff, „daß wenn einmal der Geist des Christenthums seinen gehörigen Einfluß ausübt über die Gemüther von Personen, und besonders über die Gemüther öffentlicher Männer, über die Gemüther von Männern, welche die Fürstenräthe bilden, von welchen der Ausgang von Frieden und Krieg abhängt—wenn einmal diese glückliche Zeit eintreffen wird, so wird der Krieg durchaus in der ganzen Christenwelt aufhören." „Krieg," sagt derselbe scharfsinnige Prälat, „hat Gebräuche und Grundsätze, welche demselben besonders eigen sind, und welche dem Gesetz moralischer Rechtlichkeit schlecht entsprechen, und ganz unvereinbar mit der Milde des Christenthums sind." Die nachdrückliche Erklärung, welche ich bereits für einen andern Zweck angeführt habe, ist noch deutlicher. Das Verbot des Krieges durch unsern göttlichen Meister, ist klar, buchstäblich und unläugbar.*) Dr. Vincennes Knox spricht in ebenso entschiedener Sprache: „Moralität und Religion verbieten den Krieg in dessen Beweggründe, Führung und Folgen."

In einer Untersuchung der Aussprüche des Christenthums über die Frage des Krieges, haben wir uns auf den allgemeinen Zweck der göttlichen Offenbarung zu beziehen; auf die persönlichen Erklärungen Jesu Christi; auf seine Thaten; auf die Gesinnungen und Thaten seiner be-

*) Southey's Geschichte von Brasilien.

vollmächtigten Nachfolger; auf die Ansichten in Betreff der Rechtmäßigkeit desselben, welche von ihren unmittelbaren Anhängern gehalten wurden, und auf einige andere Gattungen von christlichem Zeugniß.

Es ist vielleicht ein Hauptfehler derjenigen gewesen, welche es versucht haben, Andere in den Pflichten der Sittlichkeit zu unterrichten, daß sie nicht willig gewesen sind, die Vorschriften der heiligen Schrift in deren ganzen Umfang einzuschärfen. Fast jeder Sittenlehrer hält irgendwo vor dem Punkt inne, welchen er beschreibt; — und diese Pause wird in einem höherern oder niederern Grade unter dem christlichen Maßstabe gemacht,—je mehr oder weniger in Verhältniß mit der Aufnahme von Grundsätzen, welche sie den Grundsätzen des Evangeliums hinzugefügt haben. Wenige jedoch setzen die Satzungen des Christenthums bei Seite, ohne irgend ein Maxime der „Zweckdienlichkeit," irgend eine Lehre von „Naturrecht," irgend eine Theorie von „eigentlicher Wohlanständigkeit und moralischer Schlechtigkeit," vorzuschlagen, welche sie als den richtigen Maßstab ihres moralischen Urtheils niederlegen.—Diejenigen, welche die Wahrheit verwerfen, werden wahrscheinlich nicht dem Irrthum entgehen. Haben wir mit dem Christenthum Maximen vermischt, welche dasselbe nie gelehrt hat, so werden wir wahrscheinlich nicht mit der Wahrheit noch mit uns selbst folgerecht sein, und demgemäß findet derjenige, welcher Anweisung von den sich bekennenden Lehrern der Moralität sucht, sich von einander widerstreitenden Theorieen verwirrt, und seine Urtheilskraft von einander widersprechenden Belehrungen erschwert. Aber „die Weisheit muß sich rechtfertigen lassen von allen ihren Kindern;" und sie wird vielleicht durch nichts offenbarer gerechtfertigt, als durch die Satzungen, welche sie einschärft; denn alle diejenigen, welche irgend einen andern Maßstab der Rechtlichkeit vorgeschlagen haben, als derjenige, welchen das Christenthum niederlegt, oder die irgend welche fremde Grundsätze mit den Grundsätzen, welche dasselbe lehrt, vermischt haben, haben bisher bloß bewiesen, daß sie mit Selbstbetrug gescherzt haben.*) Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß die Verordnungen der moralischen Dispensation, welche bekanntlich ein unvollkommenes System war, ganz und gar und besonders in der Form eines ausdrücklichen Gesetzbuches angenommen werden, während jene, jener lauterern Religion, welche Jesus Christus in die Welt eingeführt hat, nur, so zu sagen, zufällig und beiläufig durch ein Land zerstreut, mit andern Gegenständen vermischt—von unzusammenhängenden Begebenheiten hervorgerufen—in entfernten Zeiträumen und für dunkle Zwecke,

*)Eben denkende Männer, von den verschiedenen und widersprechenden Systemen verwirrt, welche von verschiedenen Zeitaltern und Völkern angenommen worden sind, haben das Dasein eines wahren und bleibenden Maßstabes bezweifelt, und haben einen solchen als ein bloßes Geschöpf der Gewohnheit und der Erziehung betrachtet."‡)—Wie ist doch die Erklärung bestätigt worden—„Ich will zu nichte machen die Weisheit der Weisen."

‡)Murray's Untersuchungen, den Fortschritt der Gesellschaft betreffend.

in Erzählungen, Reden, Gesprächen und Briefe überliefert gefunden werden. Den endlichen Zweck einer solchen Verordnung (denn eine Verordnung muß man annehmen, daß dieselbe sei), ist nicht unser gegenwärtiges Geschäft zu untersuchen. *Eine* wichtige Wahrheit erfolgt jedoch aus der Thatsache, wie sie vorhanden ist:—daß diejenigen, welche die moralischen Verpflichtungen des Christenthums im Allgemeinen beurtheilen wollen, ihre Urtheile nicht von Coderen (Gesetzbüchern), sondern von Grundsätzen herleiten müssen; nicht von einer Menge von Vorschriften, wonach man handeln soll, sondern von Belehrungen hinsichtlich der Antriebe und Gesinnungen, nach welchen man all seine Handlungen ordnen sollte.*)

Es scheint daher zu folgen, daß in Betreff der Frage, ob der Krieg vom Christenthum gebilligt wird, wahrscheinlich keine besondere Erklärung der Entscheidung desselben gefunden werden wird. Werden wir denn also für ein Verbot des Krieges von Jesu Christo, in der ausdrücklichen Bedingung eines Befehls, gefragt, in der Weise in welcher „du sollst nicht tödten," gegen Mord gerichtet ist, so antworten wir frei, daß kein solches Verbot existirt;—und daß ein solches zum fraglichen Argument nicht nothwendig ist. Selbst diejenigen, welche ein solches Verbot begehren würden, sind in Rücksicht auf die Verpflichtung mancher negativen Pflichten überzeugt, hinsichtlich welcher kein besonderer Ausspruch im Neuen Testament zu finden ist. Sie glauben, daß Selbstmord nicht erlaubt sei. Dennoch hat das Christenthum denselben nie verboten. Es kann zwar durch Folgerung bewiesen werden, daß Selbstmord nicht erlaubt sein kann, und mit diesem sind sie zufrieden. Und dennoch ist in der heiligen Schrift vielleicht nicht der zwanzigste Theil indirekter Beweis gegen die Gesetzlichkeit von Selbstmord, als gegen die Rechtmäßigkeit des Krieges in derselben ist. Denjenigen, welche ein solches Gebot als: *Du sollst dich nicht in Krieg einlassen*, begehren, genüge zur Antwort, daß sie das fordern, was das Christenthum—in Bezug auf diesen und manche andere Gegenstände—für gut gehalten hat, nicht zu geben.

Wir beziehen uns daher, erstens, auf die allgemeine Beschaffenheit des Christenthums,—indem wir achten, daß wenn es kein anderes Zeugniß gegen die Rechtmäßigkeit des Krieges gäbe, so hätten wir, in jener allgemeinen Beschaffenheit, hinlänglichen Beweis, daß derselbe wirklich verboten sei.

Daß der ganze Charakter und Geist unserer Religion vorzüglich und besonders friedsam sind, und daß dieselbe, in all ihren Grundsätzen, gegen Blutvergießen und Verwüstung sei, kann nicht bestritten werden.

Habt Frieden unter einander. Dabei wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt.

---

*) Ich beziehe mich natürlich auf jene Frage der Moralität, welche nicht besonders entschieden sind.

Wandelt mit aller Demuth und Sanftmuth, mit Geduld; und vertraget einer den andern in der Liebe. Seid allesammt gleich gesinnet, mitleidig, brüderlich, barmherzig, freundlich; vergeltet nicht Böses mit Bösem, oder Scheltwort mit Scheltwort.

Seid friedsam mit ihnen. Sehet zu, daß Niemand Böses mit Bösem Jemand vergelte.—Im Frieden hat uns Gott berufen.

Jage nach der Liebe, der Geduld, der Sanftmuth.—Seid gelind, und beweiset alle Sanftmüthigkeit gegen alle Menschen.—Seid friedsam.

Leget ab alle Bosheit.—Leget ab den Zorn, Grimm, Bosheit.—Alle Bitterkeit, und Grimm, und Zorn, und Geschrei, und Lästerung sei ferne von euch, sammt aller Bosheit.

Rächet euch selber nicht.—So deinen Feind hungert, so speise ihn; dürstet ihn, so tränke ihn.—Vergeltet Niemand Böses mit Bösem.--Ueberwinde das Böse mit Gutem.

Nun frage ich irgend Jemand, der diese Schriftstellen durchsieht, was für Zeugniß liefern dieselben in Bezug auf die Rechtmäßigkeit des Krieges? Könnte irgend eine Gutheißung oder Zulassung desselben, diesen Unterweisungen beigefügt werden, ohne einleuchtenden und gröblichen Widerspruch? Wenn aber der Krieg deutlich und gröblich in Widerspruch steht mit dem allgemeinen Charakter des Christenthums,—wenn der Krieg nicht von dessen Lehrern gebilligt werden konnte, ohne irgend eine gröbliche Uebertretung der Vorschriften derselben zu ergehen, so meinen wir, das Zeugniß von der Unrechtmäßigkeit desselben, von diesem allgemeinen Charakter allein herkommend, sei so klar, so unbedingt und so ausschließlich, als es in irgend einer Form eines Verbots enthalten sein könnte.

Auch jene feierlichen, charakteristischen, und öffentlichen Erklärungen Jesu Christi, welche in der „Bergpredigt" enthalten sind, wird nothwendiger Weise, in Betreff dieser wichtigen Frage, Bezug genommen; und es ist vielleicht mehr aus diesen Erklärungen zu vernehmen, über die moralischen Pflichten seiner Religion, als aus irgend einem andern Theil der Mittheilungen, welche er der Welt gemacht hat. Es sollte bemerkt werden, in Bezug auf die Befehle, welche folgen, daß er sich wiederholt auf das weniger lautere und weniger friedliche System der Moralität bezieht, welches das Gesetz Mosis eingeschärft hat, und daß er dasselbe von seinem eigenen durch Gegensätze unterscheidet.

Ihr habt gehöret, daß da gesagt ist: „Auge um Auge, Zahn um Zahn; ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel; sondern so dir Jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar." „Ihr habt gehöret, daß gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben, und deinen Feind hassen; ich aber sage euch:

Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen; denn so ihr nur die liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben?" Matth. 5, 2c.

Es findet sich ein außerordentlicher Nachdruck in der Formel dieser Verbote und Einschärfungen. Sie sind uns nicht in einer abgesonderten Weise gegeben. Sie schärfen die Verbindlichkeiten des Christenthums, als sich selbst eigen, ein. Das vorhergehende Wiedervergeltungssystem wird zu dem Zweck angeführt, dasselbe zu verbieten, und um die friedsame Beschaffenheit der neuen Dispensation klarer und kräftiger zu unterscheiden.

Von den Vorschriften vom Berg, ist der einleuchtendste Kennzug, größere moralische Trefflichkeit und größere Lauterkeit. Sie sind nicht so unmittelbar auf die äußere Einrichtung des Betragens, als auf die Einschränkung und Läuterung der Gefühle gerichtet. In einer andern Vorschrift (Matth. 5, 28), ist es nicht genug, daß man eine ungesetzliche Leidenschaft nur so weit im Zaum hält, daß man keine offene Unsittlichkeit begeht,— sondern die Leidenschaft selbst ist verboten. Die Tendenz der Rede ist nicht bloß den Handlungen, sondern auch denGedanken Schuld zuzurechnen. „Es ist gesagt: Du sollst nicht tödten; wer aber tödtet, der soll des Gerichts schuldig sein; ich aber sage euch: Wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig." Matth.5, 22. Unser Gesetzgeber rechnet einige der hitzigen Gefühlen Schuld zu, als Zorn, Haß, Rachsucht,; und indem er dies thut, behaupten wir, daß er dem Krieg Schuld zurechnet. Krieg kann nicht ohne diese Leidenschaften geführt werden, welche er verbietet. Unser Argument ist daher logisch. Krieg kann nicht gebilligt werden, wenn das, was dazu nothwendig ist, verboten ist.

Es war hinlänglich nach dem Gesetz Mosis, daß man Liebe gegen seinen Nachbar übte; gegen seinen Feind hatte man die Freiheit, Groll zu hegen, und sich Rache zu erlauben. Aber das Christenthum sagt: „So ihr nur liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben?— Liebet eure Feinde." Nun was für eine Liebe hegt derjenige gegen seinen Feind, der ihn mit einem Bajonnett durchbohrt? Wir behaupten, daß die vornehmsten Pflichten des Christenthums geopfert werden müssen, wenn Krieg geführt wird. Die Frage ist zwischen Verzichtleistung auf diese Pflichten, oder Verzichtleistung auf den Krieg, denn beide können nicht beibehalten werden.*)

Es wird aber die Einwendung gemacht, daß die Verbote: „Widerstrebe nicht dem Uebel" u. s. w., bildlich zu verstehen sein, und daß sie nicht meinen, daß keine Beschädigungen bestraft und keine Gewaltthaten zurückgetrieben werden sollten. Es ist mit gefälligem Triumph gefragt worden: Wie würden sich diese Friedensfürsprecher gegen denjenigen verhalten, der sie auf den

*) Dennoch ist unglücklicher Weise genug, ein Versuch gemacht worden, beide beizubehalten. In einem neulich herausgegebenen Werk, wovon ein Theil zur Vertheidigung des Krieges gewidmet ist, empfiehlt der Autor Soldaten ernsthaft, während sie ihre Feinde zusammenschossen und zusammenstachen, ein „Gefühl der Liebe" gegen dieselben zu unterhalten.

rechten Backen schlüge? Würden sie ihm den andern auch darbieten? Wie würden sich diese geduldigen Sittenlehrer gegen denjenigen verhalten, der sie eines Rockes beraubte? Würden sie ihm den Mantel auch lassen? Was würden diese Menschenfreunde demjenigen sagen, der bei ihnen anhalten würde, ihm einhundert Pfund zu borgen? Würden sie sich nicht von ihm hinwegwenden? Dies ist ein argumentum ad hominem;*) ein Beispiel unter manchen, jener niedrigsten und unredlichsten aller intellectuellen Streitmethoden, welche darin besteht, daß man sucht die Gefühle aufzureizen, anstatt den Verstand zu überzeugen. Es gewährt jedoch eine Befriedigung, daß der Beweggrund, sich einer solchen Disputirmethode zu bedienen, in sich selbst Zeugniß einer schlechten Sache ist, denn welcher aufrichtige Denker würde nur ein Lachen verursachen, wenn er im Stand wäre eine Ueberzeugung zu bewirken? Aber ich muß nun meinerseits fragen: „Was meinen diese Gegner, daß der Sinn der Vorschriften sei?" Was ist der Sinn von: „Widerstrebe nicht dem Uebel?" Meint es Bombardemente, Verwüstung und Mord zu billigen? Wenn es nicht all dies zu billigen meint, so meint es nicht Krieg zu billigen. Was meinen ferner die Gegner, daß der Sinn sei von: „Liebet eure Feinde," oder: „Thut wohl denen, die euch hassen?" Meint es: ihren Handel zu verderben, ihre Flotten zu versenken, ihre Städte zu plündern, sie durch's Herz schießen? Wenn die Vorschrift nicht alles dies meint, so meint sie nicht Krieg. Es wird daher nicht von uns gefordert, zu bestimmen, welche Ausnahmen das Christenthum der Anwendung irgend welcher Vorschriften vom Berg gestattet, indem es klar ist, was auch immer für Ausnahmen dasselbe gestatten mag, was dasselbe nicht gestattet; denn wenn wir unsern Gegnern auch irgend welche Freiheit der Auslegung erlauben, welche sie verlangen mögen, so können sie, weder durch Redlichkeit noch Unredlichkeit, die Vorschriften so auslegen, daß sie den Krieg billigen. Ich bin jedoch weit davon, vorzubringen, daß wir ohne Mittel gelassen sind, über den Grad und die Art von Widerstand entscheiden zu können, welcher in einigen Fällen erlaubt ist; obschon ich nicht glaube, daß eine Bestimmung desselben vorläufig niedergelegt werden kann; denn wenn die Vorschriften des Christenthums tausendfach vermehrt worden wären, so würden dennoch manche Fälle täglicher Ereignisse vorkommen, auf welche keine derselben genau anwendbar sein würden. Es ist daher unsere Sache, insofern es sich um geschriebene Regeln handelt, in allen Fällen, auf welche diese Regeln nicht anwendbar sind, unser Betragen nach jenen allgemeinen Grundsätzen und Gesinnungen einzurichten, welche unsere Religion uns vorschreibt. Ich sage, insofern als es sich um geschriebene Regeln handelt; denn „so Jemand Weisheit mangelt," und diese Regeln theilen dieselbe nicht mit, „der bitte von Gott."†)

---

*) Ein aus den Grundsätzen oder dem Betragen eines Gegners hergeleitetes Argument.

†) Es ist klar, aus dem Neuen Testament, daß es nicht von uns verlangt wird, in jedem Fall, denjenigen „den Mantel" zu geben, der uns den „Rock nimmt;" aber ich

In Betreff der Befehle, welche einander entgegen gesetzt sind, mit „Auge um Auge, Zahn um Zahn," so ist der ganze Umfang und Zweck derselben, um die hitzigen Leidenschaften zu dämpfen, und Geduld, Verzeihung, Wohlthätigkeit und Liebe einzuprägen. Sie verbieten nicht eigentlich die Wirklichkeit, sondern den Geist des Krieges; und diese Verbietungsmethode gebrauchte Christus gewöhnlich. Er rügte nicht oft die einzelnen Lehren und Gebräuche des Zeitalters, wie ungültig und Lasterhaft sie auch waren; aber er rügte die Leidenschaften, wodurch allein Laster existiren konnten, und schärfte dir Wahrheit ein, welche jeden Irrthum fahren ließ. Und diese Methode war ohne Zweifel eine kluge. In den stufenweisen Veränderungen menschlicher Verdorbenheit, möchten manche neue Arten von Laster entstehen, welche die Welt noch nicht getrieben hatte. In den stufenweisen Abwechselungen menschlicher Irrthümer, möchte mancher Betrug Eingang finden, womit die Welt noch nicht bekannt war; und wie sollte diesen Irrthümern und diesen Uebelthaten anders entgegengearbeitet werden, als durch die Einschärfung von Grundsätzen, welche auf jede Uebelthat und auf jeden Irrthum anwendbar sein würden?—Grundsätze die uns nicht immer sagen, was unrecht ist, aber immer zu erkennen geben was recht ist.

Es gibt zwei Methoden, zu rügen und zu tadeln; die eine ist, ein Uebel zu verwerfen; die andere, das entgegengesetztes Gute einzuschärfen; und beider dieser Methoden bediente sich Christus in Bezug auf den Krieg. Er rügte nicht bloß die Leidenschaften, die zum Krieg nothwendig sind, sondern er schärfte auch die Gesinnungen ein, welche denselben am meisten entgegen sind. Das Betragen und die Eigenschaften, über welche er seinen feierlichen Segen aussprach, sind außerordentlich merkwürdig. Sie sind diese, und in dieser Ordnung: Geistesarmuth,—tiefe Trauer,—Sanftmuth,—Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit,—Barmherzigkeit,—Reinheit des Herzens,—Friedfertigkeit,—Verfolgung leiden. Nun laß den Leser probiren, ob er acht andere Eigenschaften vorschlagen kann, die als die allgemeinen Gewohnheit des Gemüths beibehalten werden sollten, die unverträglicher mit dem Krieg sind als diese.

Unter diesen Segenssprüchen scheint mir der über die Friedfertigen ausgesprochene der nachdrücklichste zu sein: „Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen." Matth. 5, 9. Höheres Lob oder ein höherer Titel kann Niemand erhalten. Nun behaupte ich nicht, daß diese Segenssprüche einen unbedingten Beweis enthalten, daß Christus den Krieg verboten hat; aber ich behaupte, daß sie es klar machen, daß er denselben nicht billigte. Er wählte eine Anzahl Gegenstände aus, denen er seinen feierlichen Beifall ertheilte, und nicht einer derselben stimmt auf irgend eine Weise mit dem Krieg überein, und einige derselben können unmöglich in

---

meine, es ist eben so klar, daß es nicht destoweniger von uns verlangt wird denselben zu geben, weil er uns beraubet hat. Der Umstand, daß er uns hat berauben wollen, ertheilt nicht die Verpflichtung, daß man geben soll; aber er verleiht auch nicht die Erlaubniß zu versagen. Wenn die Bedürfnisse des Plünderers Hülfe Bedürfen, so ist es die Sache des Geplünderten, denselben abzuhelfen.

Verbindung mit demselben bestehen. Kann irgend Jemand glauben, daß derjenige, der diese Auswahl machte, und der die Friedensstifter durch besondern Beifall unterschied, seinen Nachfolgern hätte gestatten können, einander zu ermorden? Oder glaubt irgend Jemand, daß diejenigen, welche Leidtragende, Sanftmüthige, Barmherzige und Friedfertige waren, solchen Mord hätten verüben können? Wenn mir gesagt wird, daß ein vorübergehender Aufschub christlicher Gesinnungen, obschon zur Fortsetzung von Krieg nothwendig, die Erlösung christlicher Grundsätze nicht folgern, oder daß diese Gesinnungen, die allgemeine Gewohnheit des Gemüths sein mögen, und somit der Wirklichkeit des Krieges beides vorangehen und nachfolgen mögen, so antworte ich, daß dies alles zugesteht, was ich verlange, indem es zugesteht, daß wenn wir uns in den Krieg einlassen, wir das Christenthum fahren lassen.

Als die Verräther und Mörder Jesu Christi, sich demselben näherten, fragten seine Nachfolger: „Sollen wir mit dem Schwert drein schlagen?" Und ohne auf eine Antwort zu warten, zog einer „sein Schwert aus, und schlug des Hohenpriesters Knecht, und hieb ihm ein Ohr ab." „Stecke dein Schwert an seinen Ort," sagte sein göttlicher Meister, „denn wer das Schwert nimmt, der soll durch's Schwert umkommen." Matth. 26, 51, 52. Es liegt eine desto größere Bedeutung in dem Umstand dieses Befehls, indem derselbe das Verderben von Menschenleben in einem Fall verbot, in welchem die bestmöglichsten Ursachen vorhanden waren, solches zu verderben. Die Frage: „Sollen wir mit dem Schwert drein schlagen," bezieht sich augenscheinlich auf die Vertheidigung des Erlösers, gegen seine Angreifer, mit Waffengewalt. Seine Nachfolger waren bereit für ihn zu streiten; und wenn es irgend eine gute Ursache zu streiten giebt, so hatten sie sicherlich solche. Aber wenn ihm seine Religion, zur Vertheidigung seiner Selbst gegen blutgierige Raufbolde, nicht gestattete, daß das Schwert gezogen würde, um welche Ursache kann es erlaubt sein, dasselbe zu ziehen? Die Fürsprecher des Krieges sind wenigstens verpflichtet, eine bessere Ursache anzugeben, die Menschen zu vernichten, als in diesem Beispiel enthalten ist, in welchem dasselbe verboten ist.

Es wird vielleicht als Ursache angeführt, daß Christus es nicht gestattete, daß er mit Waffen vertheidigt wurde, daß eine solche Vertheidigung den Zweck vereitelt hätte, wofür er in die Welt gekommen, nähmlich, um sein Leben aufzuopfern, und daß er selbst diese Ursache im Zusammenhang angibt. Er gibt zwar diese Ursache an; aber die Grundursache, der unmittelbare Zusammenhang lautet:—„Denn wer das Schwert nimmt, der soll durch's Schwert umkommen." Die Verweisung auf die ausersehene Aufopferung seines Lebens ist eine nachherige Verweisung. Diese ausersehene Aufopferung mag vielleicht eine Ursache gewesen sein, warum seine Nachfolger damals nicht streiten sollten, aber die Grund- und Hauptursache, welche er angab, war die Ursache, warum sie gar nicht streiten sollten. Noch ist es nothwendig der genaue Sinn der Worte: „Denn wer das Schwert nimmt, der soll durch's Schwert umkommen," zu bestimmen, indem

es hinlänglich ist für uns alle, zu wissen, daß sie ein Verdammungsurtheil folgern.

Auf die Erklärung, welche von Jesu Christo gemacht wurde in dem Gespräch, welches zwischen ihm und Pilatus stattfand, nachdem er von den Juden ergriffen worden war, möchte ich besonders die Aufmerksamkeit der Leser erbitten. Die Erklärung bezieht sich besonders auf einen bewaffneten Kampf, und einen Kampf zwischen Vielen. In der Hindeutung auf die Fähigkeit seiner Nachfolger, ihn zu vertheidigen, sagt er: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wäre mein Reich von dieser Welt, meine Diener würden darob kämpfen, daß ich den Juden nicht überantwortet würde; aber nun ist mein Reich nicht von dannen." Joh. 18, 36. Er hatte seinen Dienern vorher verboten, für seine Vertheidigung zu kämpfen, und nun, vor Pilatus, gibt er die Ursache an: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Und dies ist gerade die Ursache, welche wir gegen den Krieg vorschützen. Wir behaupten, daß derselbe unverträglich mit seinem Reich ist—unverträglich mit dem Zustand der Dinge, welche er gekommen ist in die Welt einzuführen. Die Unverträglichkeit des Krieges mit dem Christenthum ist jedoch noch kräftiger dargethan durch den Gegensatz, welchen Christus macht zwischen seinem Reich und andern Reichen. Es ist der gewöhnliche Gebrauch der Welt, daß Unterthanen „kämpfen," und seine Unterthanen hätten gekämpft, wäre sein Reich von dieser Welt gewesen; aber indem es nicht von dieser Welt war,—indem dessen Beschaffenheit lauterer und friedlicher war,—deßwegen wurde es denselben nicht erlaubt zu kämpfen.

Seine Erklärung bezog sich nicht auf die That einer einzelnen Person, welche das Schwert aus persönlicher Leidenschaft ziehen mochte, sondern auf einen bewaffneten Kampf zwischen feindlichen Parteien; auf einen Kampf für einen erheblichech Zweck, welchen eine Partei sich vorläufig entschlossen hatte zu erlangen, und welchen die andere Partei bereit war, sie durch das Schwert daran zu verhindern. Dieselbe bezieht sich daher genau auf einen Kampf zwischen bewaffneten Mengen; auf einen Kampf, der, man sei eingedenk, in einer weit bessern Sache geführt worden wäre, als irgend eine, welche wir jetzt vorschützen können.

Es verhält sich mit den Aposteln wie mit Christo selbst. Der beständige Zweck ihrer Vorträge und Schriften waren um Friede, Sanftmuth und Versöhnlichkeit einzuschärfen. Es mag angenommen werden, daß sie beständig die Belohnung in Aussicht hatten, welche Friedensstiftern zu Theil werden soll. Wir fragen den Fürsprecher des Krieges, ob er irgend etwas in den Schriften der Apostel oder der Evangelisten entdecken kann, welches anzeigt, daß sie den Krieg billigten. Haben der Geist und Sinn ihrer Schriften irgend eine Uebereinstimmung mit demselben? Sind nicht der Geist und Sinn derselben gänzlich in Widerspruch mit demselben? Wir sind berechtigt die Bemerkung zu wiederholen, daß die friedliche Eigenschaft der apostolischen Schriften, muthmaßlich beweist, daß die Schreiber den Krieg mißbilligten. Das konnte nicht von ihnen, als vom Christenthum gebilligt, gestattet werden, welches all die Grundsätze verletzte, welche sie einschärften.

„Woher kommt Streit und Krieg unter euch?" ist die Frage eines der Apostel an Einige, welche er ihres unchristlichen Wandels wegen bestraft. Und er antwortet selbst dadurch, daß er sie fragt: „Kommt es nicht daher, aus euren Wollüsten, die da streiten in euren Gliedern?" Jac. 4, 1. Und dies stimmt gerade mit dem Argument überein, worauf wir bestehen. Christus verbot die Leidenschaften, welche zu Krieg führen; und nun, als diese Leidenschaften in wirklichen Streit ausgebrochen waren, so verweiset sein Apostel, indem er den Krieg verwirft, denselben auf ihre Leidenschaften zurück. Wir haben gesagt, daß die Leidenschaften verworfen werden, und daher auch der Krieg; und nun meint der Apostel Jacobus, wie sein Meister, daß das wirksamste Mittel, um den Krieg auszurotten, sei, die Leidenschaften auszurotten, welche denselben hervorbringen.

In der folgenden angeführten Selle wird uns gesagt, nicht bloß was die Waffen der Apostel nicht waren, sondern was sie waren. „Die Waffen unserer Ritterschaft sind nicht fleischlich, sandern mächtig vor Gott, zu verstören die Befestigungen,—damit wir gefangen nehmen alle Vernunft unter den Gehorsam Christi." 2. Cor. 10, 4. Wir führen diese Stelle an, nicht bloß deßwegen, daß sie uns versichert, daß die Apostel nichts mit Kriegswaffen zu thun hatten, sondern weil sie uns den Zweck der „Ritterschaft" derselben berichtet, „damit wir gefangen nehmen alle Vernunft unter den Gehorsam Christi;" und auf diesen Zweck möchte ich den Leser bitten, Rücksicht zu nehmen, indem derselbe mit Christi eigenem Zweck der Vorschriften vom Berge übereinstimmt, die Vernunft unter den Gehorsam zu bringen. Der Apostel wußte ohne Zweifel, daß wenn er dies bewirken könnte, wenig Ursache vorhanden sein würde zu befürchten, daß seine Anhänger einander umbringen würden. Er folgte dem Beispiel seines Meisters. Er griff das Uebel in seiner Wurzel an, und schärfte jene allgemeine Grundsätze der Lauterkeit und Geduld ein, welche durch ihren Einfluß den Krieg sowohl als alle andere Uebelthaten abschaffen würden. Die Lehrer des Christenthums richteten sich nicht an Gemeinheiten, sondern an Personen. Sie drangen auf die Regulirung der Leidenschaften und die Läuterung des Herzens, und es war wahrscheinlich dem Begriff der Apostel klar, obschon es einigen Ideen der Philosophie nicht klar ist, daß was immer auf einen Menschen verpflichtend sei, auf zehn, auf hundert, und auf den Staat verpflichtend sei.

Des Krieges wird nicht oft gerade erwähnt in den Schriften der Apostel. Wenn aber dessen erwähnt wird, so wird derselbe gerade in der Weise getadelt, in welcher man annehmen würde, daß irgend etwas getadelt würde, das offenkundig dem ganzen Systen zuwieder wäre — gerade wie eine Mordthat heutzutage gerügt wird. Wer kann in heutigen Büchern finden, daß Mord formell gerügt wird? Wir mögen finden, daß Antriebe zu demselben, Umstände desselben, und Stufen der Gräßlichkeit desselben gerügt werden; aber die That selbst gedenkt Niemand zu rügen, indem Jedermann weiß, daß sie böse sei. Gesetzbücher bei Seite legend, so bezweifle ich, ob wir,—wenn ein Otaheite belieben würde zu schließen, daß Christen

Mord billigten, weil er denselben nicht formell in ihren Schriften verboten finden könne,—nicht in Verlegenheit sein würden, direktes Zeugniß gegen ihn zu finden. Und es kommt vielleicht von derselben Ursache her, daß ein formelles Verbot des Krieges nicht in den Schriften der Apostel gefunden wird. Ich glaube nicht, daß sie dachten, daß es jemals dem Christenthum zur Last gelegt werden würde, daß es denselben billige. Sie schreiben als wenn ihnen der Gedanke einer solchen Beschuldigung nie eingefallen wäre. Nichtsdestoweniger verbieten sie denselben ernstlich; ausgenommen es wird Jemand sagen, daß sie die Leidenschaften mißbilligten, welche den Krig veranlassen, aber den Krieg selbst nicht mißbilligten; daß das Christenthum die Ursache verbiete, aber die Wirkung gestatte, welches zierlich dasselbe wäre, als zu behaupten, daß ein Gesetz, welches verbiete Arsenik zu geben, verbiete die Vergiftung nicht.—Und ein solches argumentiren, so befremdent und unvernünftig wie es ist, werden wir bald sehen, ist ernsthaft gegen uns angenommen worden. Aber obschon es mir scheint, daß der allgemeine Sinn des Christenthums, und manche der Vorschriften desselben, den Krieg rügen und mißbilligen, so ist gewiß, daß man verschiedene Schlüsse in Betreff desselben gezogen hat; und Manche, welchen es ohne Zweifel angelegen ist die Pflichten des Christenthums zu verrichten, haben es verfehlt wahrzunehmen, daß der Krieg ihnen nicht erlaubt sei.

In der Untersuchung der Argumente, wodurch der Krieg vertheidigt wird, sollte man zwei erhebliche Rücksichten beherzigen:—Erstens, daß diejenigen, welche diese Argumente vorschützen, nicht bloß den Krieg, sondern auch sich selbst vertheidigen. Ist der Krieg unrecht, so ist ihr Betragen unrecht, und das Verlangen sich selbst zu rechtfertigen, veranlaßt sie, jedes Argument für wichtig zu halten, welches sie zu Gunsten desselben vorbringen können. Ihre Entscheidungen mögen daher billiger Maßen betrachtet werden, als in irgend einem Grade, die Entscheidungen einer Partei in ihrer eigenen Sache. Die andere Rücksicht ist, daß die Vertheidiger des Krieges in Erörterung desselben, vorher zu Gunsten desselben eingenommen sind. Sie sind demselben durch ihre frühersten Gewohnheiten zugethan. Sie prüfen die Frage nicht wie ein Philosoph sie prüfen würde, dem der Gegenstand neu wäre. Ihre Meinungen sind bereits aufgestellt. Sie erörtern eine Frage, welche sie bereits entschieden haben. Und Jedermann, der mit den Wirkungen des Zeugnisses auf das Gemüth bekannt ist, weiß, daß unter solchen Umständen ein sehr schwaches Argument zu Gunsten der früheren Meinungen, mehr Einfluß hat als manche wichtige dagegen haben. Nun alles dies kann nicht von den Fürsprechern von Frieden behauptet werden; sie arbeiten gegen den Einfluß der Gewohnheit,— sie kämpfen gegen das allgemeine Vorurtheil,—sie lassen vielleicht ihre eigenen früheren Meinungen fahren. Und ich möchte es der Redlichkeit des Lesers überlassen, ob nicht diese Umstände in seinem Gemüthe Verdacht erregen sollten gegen die Gültigkeit der Argumente, welche gegen uns gebrauch werden.

Die Erzählung von dem Hauptmann, welcher zu Jesu kam zu Capernaum, ihn zu ersuchen, seinen Knecht gesund zu machen, liefert eines dieser

Argumente. Es wird behauptet, daß Christus nichts an dem Berufsfach des Hauptmannes auszusetzen hatte; daß wenn er den Kriegsdienst mißbilligt hätte, er diese Gelegenheit benutzt hätte denselben zu tadeln, und daß, anstatt denselben zu tadeln, er den Offizier sehr lobte und von ihm sagte: „Solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden." Matth. 8, 10. Ein einleuchtender Fehler dieses Argument's ist dieser: daß dasselbe nicht auf Billigung, sondern auf Stillschweigen gegründet ist. Beifall ist zwar ausgesprochen, aber derselbe gilt nicht seinen Waffen, sondern seinem Glauben; und diejenigen, welche die Erzählung lesen, werden finden, daß keine Veranlassung gegeben wurde, seines Berufsfachs zu erwähnen. Er kam nicht zu Christo als ein Kriegsdiener, sondern einfach als ein verdienstvoller Mann. Ein Tadel über seinen Stand hätte ohne Zweifel ausgesprochen werden können, aber es wäre ein willkürlicher Tadel gewesen, — ein Tadel, der nicht natürlich aus dem Umstand entstanden wäre. Die Einwendung ist, in ihrer größten Wichtigkeit eine bloß eingebildete; denn man kann nicht annehmen, daß irgend Jemand alles billige, was er nicht tadelt. Stillschweigen in dergleichen Fälle, war in der That der gewöhnliche Gebrauch Christi. Er mischte sich sehr selten in die bürgerlichen und politischen Einrichtungen der Welt ein. In diesen Einrichtungen umgab ihn viele Gottlosigkeit, aber einiger derselben, lasterhaft wie sie waren, erwähnte er nicht einmal bei irgend einer Gelegenheit. Seine Methode, politische Laster zu rügen und auszurotten, war, allgemeine Regeln der Lauterkeit einzuschärfen, welche, in ihrer endlichen und allumfassenden Anwendung, dieselben alle abschaffen würden.

Aber wie kommt es, daß Christus der Religion des Hauptmannes nicht erwähnte? Gewiß war er ein Götzendiener. Und ist nicht eine so gute Ursache da zu behaupten, daß er den Götzendienst billigte, weil er denselben nicht tadelte, als daß er den Krieg billigte, weil er denselben nicht tadelte? Dieses gleichformig zu argumentiren, so würde man schließen, daß des Götzendienstes wahrscheinlich eher erwähnt worden wäre, als der Krieg; und es ist daher besonders und einfach unpassend, das Stillschweigen in Bezug auf den Krieg, als ein Zeugniß für dessen Rechtmäßigkeit vorzubringen.

Ein ähnliches Argument wird vorgebracht im Fall des Cornelius, zu welchem Petrus von Joppen gesandt wurde, in Betreff dessen gesagt wird, daß obschon das Evangelium Cornelius durch die besondere Führung des Himmels mitgetheilt wurde, so finde man dennoch nicht, daß er deßhalb sein Berufsfach aufgab, oder daß dasselbe als mit seinem neuen Stand unverträglich betrachtet wurde. Dieselbe Einwendung gilt diesem Argument, welche dem letzten galt: daß es auf Stillschweigen gegründet und einfach negativ ist. Auf die Behauptung, daß man nicht findet, daß er den Dienst aufgab, möchte ich auch antworten, daß man nicht findet, daß er mit demselben fortfuhr. Man weiß einfach nichts von der Sache, und das Zeugniß ist deßhalb so viel geringer als der Beweis, wie das Stillschweigen geringer ist als der Beifall. Dennoch, daß die Nachricht in Rücksicht auf irgend eine Mißbilligung des Krieges schweigt, hätte, unter

verschiedenen Umständen, ein vernünftiger Grund für ein Argument sein können. Es hätte ein vernünftiger Grund für ein Argument sein können, wenn der ursprüngliche Zweck des Christenthums die Verbesserung politischer Einrichtungen gewesen wäre, oder vielleicht selbst, wenn der ursprüngliche Zweck desselben, die Einrichtungen des äußern Betragens gewesen wäre; aber dessen ursprünglichen Zweck war keines von diesen. Dasselbe zielte auf Besserung des Herzens, wohl wissend, daß jede andere Verbesserung folgen würde. Dasselbe umfaßte in der That beides Moralität und Politik, und hat beide verbessert, oder wird sie verbessern,— nicht sowohl augenblicklich, als in der Folge; nicht sowohl dadurch, daß man den Strom filtrirt, als daß man die Quelle reinigt. Das Stillschweigen Petri, in dem Fall des Cornelius, nützt daher der Sache des Krieges wenig; und dies Wenige vermindert sich, wenn man gegen das ausdrückliche Zeugniß von Befehlen und Verboten, darauf dringt; und es wird zu nichts, wenn es dem allgemeinen Sinn und Zweck der göttlichen Offenbarung gegenüber gestellt wird.

Es ist zuweilen vorgebracht worden, daß Christus Zins an die römische Regierung zahlte, zu einer Zeit als diese in Krieg begriffen war, und daß daher das Geld, welches er zahlte, zu dessen Fortsetzungen verwendet wurde. Dies geben wir bereitwillig zu; aber unsere Gegner scheinen vergessen zu haben, daß wenn dieses den Krieg als rechtmäßig beweist, es zu viel beweist. Dieser Zins wurde in die Staats Schatzkammer geworfen, und ein Theil des Geldes wurde zu Zwecken der ungerechtesten und widrigsten Art verwendet, zuweilen wahrscheinlich zur Befriedigung der persönlichen Laster des Kaises, und zu seinem preiskämpfischen Schauspielen ꝛc., und sicherlich zur Unterhaltung eines elenden Götzendienstes. Wenn daher die Zahlung von Zins an eine solche Regierung die Gutheißung des Krieges beweist, so beweist sie die Gutheißung mancher anderer Gräuel. Ueberdieß, geht das Argument zu weit, selbst in Bezug auf den Krieg; denn es muß nothwendiger Weise folgern, daß Christus all die römischen Kriege billigte, ohne Rücksicht auf ihre Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit— die durch den größten Ehrgeiz verursachten, die grausamsten und die anmaßendsten; und diese vertheidigen selbst unsere Gegner nicht. Die Zahlung von Zins von unserm Herrn war in Uebereinstimmung mit seinem gewöhnlichen System, sich von der Einmischung bürgerlichen oder politischen Einrichtungen der Welt zu enthalten.

„Wer aber kein Schwert hat, der verkaufe sein Kleid, und kaufe eins." Luc. 22, 36. Dies ist eine andere Stelle, die gegen uns angeführt wird. „Zu welchem Zweck," wird gefragt, „sollten sie Schwerter kaufen, wenn solche nicht hätten gebraucht werden sollen?" Ich bezweifle, ob es nicht mit einigen derjenigen, welche diese Einwendung vorbringen, vielmehr eine Einwendung von Worten als von Meinung ist. Ich bezweifle, ob sie selbst glauben, daß einiges Gewicht darin liege. Denjenigen jedoch, welche davon beeinflußt sind, möchte ich bemerken, daß es mir scheint, daß eine hinlängliche Antwort auf diese Frage in dem unmittelbaren Zusam-

menhang zu finden ist. „Herr, siehe, hier sind zwei Schwerter," sagten sie; und er antwortete sogleich: „Es ist genug." Wie konnten zwei genug sein, wenn sie hätten mit elf versehen sein sollen? Daß Schwerter in dem Sinn und für den Zweck von Kriegswaffen in dieser Stelle auch nur gemeint waren, scheint gute Ursache da zu sein zu bezweifeln. Diese Ursache wird dadurch entdeckt, daß man solche Ausdrücke wie die folgenden, prüft und mit einander verbindet: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten," sagt unser Herr. Doch, bei einer andern Gelegenheit, sagt er: „Ich bin nicht gekommen Frieden zu senden, sondern das Schwert." Wie sollen wir den Sinn der letzteren Erklärung auslegen? Einleuchtender Weise, daß man unter „Schwert" etwas ganz anderes als Stahl verstehe. Für mich sehe ich wenig Ursache anzunehmen, daß natürliche Waffen in dem Unterricht Christi beabsichtigt waren. Ich glaube nicht, daß solche beabsichtigt waren, theils, weil Niemand sich vorstellen kann, daß die Apostel es im Gebrauch hatten, solche Waffen zu gebrauchen; theils, weil sie erklärten, die „Waffen ihrer Ritterschaft" seien „nicht fleischlich;" und theils, weil das Wort „Schwert" oft gebraucht wird, „Zank," oder den geistlichen Kampf eines Christen sinnbildlich vorzustellen. Ein solcher Sprachgebrauch wird in der letzt angeführten Stelle gefunden; und er wird auch in solchen Stellen wie diese gefunden: „Schild des Glaubens,"—„Helm des Heils,"—„Schwert des Geistes,"—„Ich habe den guten Kampf des Glaubens gekämpft ꝛc."

Aber es wird gesagt, die Apostel hatten sich mit Schwertern versehen, indem sie an demselben Abend fragten: „Sollen wir mit dem Schwert drein schlagen?" Dies ist wahr, und ich denke es mag auch vermuthlich wahr sein, daß Einige von ihnen sich mit Schwertern versehen hatten, in Folge des Befehls ihres Meisters. Aber was dann? Der Leser des Neuen Testaments wird finden, daß die auserseheuen Lehrer des Christenthums bisher noch sehr unvollkommen mit der Natur ihres Meisters Religion bekannt waren. Ihre Begriffe davon waren noch grob und jüdisch. Selbst die Frage, welche gegen uns vorgebracht wird, und das nachherige Betragen Petri, beweisen wie wenig sie noch davon wußten, daß *sein Reich nicht von dieser Welt sei, und daß seine Diener nicht streiten sollten.* Selbst nach seiner Auferstehung schienen sie noch immer zu erwarten, daß es sein Zweck sein würde, ein irdisches Reich zu stiften, welches sich durch die Frage kund gab: „Herr, wirst du auf diese Zeit wieder aufrichten das Reich Israel?" Apostelg. 1, 6. Warum machen wir uns das Betragen der Apostel zu Nutze, ehe sie selbst die Pflichten des Christenthums erkannten? Warum, wenn uns dieses Beispiel Petri Autorität ist, billigen wir nicht das *nachherige* Beispiel desselben Apostels, als er seinen Meister verläugnete?

Warum schützten wir das Betragen Petri auf irgend eine Weise vor, da doch jenes Betragen sogleich von Christus getadelt wurde? Und wäre dasselbe nicht getadelt worden, wie hätte es sich zutragen können, daß,

wenn er seinen Nachfolgern den Gebrauch der Waffen gestattete, er die einzige Wunde heilte, welche wir finden, daß jemals durch dieselben geschlagen wurde.

Es scheint mir, daß die Apostel bei dieser Gelegenheit nach den Grundsätzen handelten, nach welchem sie bei einer andern Gelegenheit zu handeln wünschten, als sie fragten: „Sollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel falle, und verzehre sie?" und daß die Grundsätze, nach welchen ihr Meister handelte, auch dieselben waren in beiden Fällen: „Ihr wisset nicht, welches Geistes Kinder ihr seid. Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten." Dies ist die Sprache des Christenthums; und ich möchte ernstlich denjenigen einladen, welcher es rechtfertigt, der „Menschen Seelen zu verderben," zu bedenken, „welches Geistes Kind er sei."

Ich meine deßhalb, daß kein aus der Unterweisung Schwerter zu kaufen entstehendes Argument unterhalten werden kann. Dies, wenigstens, wissen wir, daß die Apostel, als sie vollständig bevollmächtigt waren, solche weder gebrauchten noch besassen. Derjenige muß eine auserordentliche Einbildungskraft haben, der sich denken kann, daß ein Apostel, der Friede und Versöhnlichkeit predigte, ausrufend: „Vergebet Beleidigungen,"—„liebet eure Feinde,"—„vergeltet nicht Böses mit Bösem,"—am Schlusse seiner Rede, im Fall ihm mit Gewaltthätigkeit oder Beleidigung begegnet würde, sein Schwert hurtig ziehen und den Beleidiger verkrüppeln oder ermorden würde. Wir legen Nachdruck auf diese Betrachtung. Sollten Schwerter getragen werden, so sollten sie auch gebraucht werden; und es gibt keine vernünftige Weise in welcher solche hätten gebraucht werden können, als irgend eine solche wie jene, welche wir vorausgesetzt haben. Wenn daher die Worte: „Wer aber kein Schwert hat, verkaufe sein Kleid, und kaufe eins," nicht beabsichtigen, einen solchen Gebrauch des Schwerts zu billigen, so beabsichtigen sie nicht den Gebrauch desselben auf irgend eine Weise zu billigen: Und diejenigen, welche diese Stelle anführen, müssen deren Anwendung in einem solchen Sinn gestatten, oder sie müssen dieselbe von irgend einer Anwendung zu ihrem Zweck ausschließen.

Es wird ferner gesagt, daß, als Kriegsleute zu Johannes dem Täufer kamen, um sich mit ihm zu befragen was sie thun sollten, so wies er sie nicht an, ihren Dienst zu verlassen, sondern sich an ihrem „Solde zu begnügen." Dies ist ebenfalls am besten ein bloß negatives Zeugniß. Es beweist nicht, daß der Militärstand unrecht sei, und auch sicherlich nicht, daß derselbe recht sei. Aber wenn es auch in der That das letztere behauptete, so haben, wie mich dünkt, Christen nichts damit zu thun; denn ich halte dafür, daß man nicht nöthig hat zu untersuchen, was Johannes guthgeheißen, oder was er verboten hat. Er gehörte offenkundig jenem System an, welches „Auge um Auge, Zahn um Zahn," forderte; und die Bemerkungen, welche wir bald über die Autorität des Gesetzes Mosis machen werden, gelten daher auch der des Johannis des Täufers. Aber wenn es auch bewiesen werden könnte (welches es nicht kann), daß er den

Krieg billigte, so handelte er nicht in Widerspruch mit seiner eigenen Dispensation, und mit jener Dispensation haben wir nichts zu schaffen. Wenn aber dennoch irgend Jemand noch immer auf der Autorität des Johannis bestehen sollte, so verweise ich ihn auf Jesum Christum selbst für eine Antwort. Welche Autorität er Johannes beilegte, über eine Frage, welche auf dessen eigene Dispensation Bezug hatte, mag aus diesem vernommen werden: „Der Kleinste im Himmelreich ist größer denn er."

Solches sind die Argumente, welche von den Fürsprechern des Krieges aus der heiligen Schrift angeführt werden. Von diesen Argumenten sind jene, welche von dem Umstand des Hauptmannes und des Cornelius hergeleitet sind, einfach negativ. Es wird nicht vorgegeben, daß sie ein Beweis liefern. Ihre Kraft besteht in Stillschweigen, und in Betreff dieses Stillschweigens scheint eine hinlängliche Erklärung zu obwalten. Was die aus der Zahlung des Zinses entstehende Einwendung betrifft, so weiß ich nicht wer sich dieselbe zu Nutze machen will. Sie macht sich selbst ungültig. Eine beinahe ähnliche Bemerkung findet Anwendung auf die Unterweisung Schwerter zu kaufen; und mit dem Umstand Johannis des Täufers, begreife ich nicht, daß wir irgend etwas zu thun haben. In diesen fünf Stellen besteht unstreitig das Ganze des neutestamentlichen Zeugnisses zu Gunsten des Krieges. Es sind die Stellen, welche Menschen von einem scharfsinnigen Gemüthe, fleißig Zeugniß suchend, gewählt haben. Und was sind sie? Es ist nicht eine derselben, ausgenommen jene bezüglich der Zahlung des Zinses und der Unterweisung Schwerter zu kaufen, in Betreff welcher es selbst von unsern Gegnern gesagt wird, daß sie irgend etwas zu Gunsten des Krieges beweisen. Es kommt immer ein „Nicht" dazwischen:—Der Hauptmann wurde nicht getadelt; Cornelius wurde es nicht gesagt, daß er sein Berufsfach aufgeben solle; Johannes sagte den Kriegsleuten nicht, daß sie ihren Dienst verlassen sollten. Ich kann nicht umhin den Leser zu ersuchen, diese Einwendungen mit dem friedsamen Zeugniß des Evangeliums zu vergleichen, welches ihm vorgelegt worden ist; ich möchte eher sagen, mit dem Evangelium selbst vergleichen; denn die Summa und der Sinn der ganzen göttlichen Offenbarung ist für uns.

In einer Untersuchung, ob das Christenthum den Krieg billige, ergibt sich ein Gegenstand, der mir immer von besonderer Wichtigkeit zu sein scheint — die Prophezeiungen des Alten Testaments in Beziehung auf die Ankunft einer allgemeinen Friedenszeit. Der Glaube ist vielleicht unter Christen allgemein, daß eine Zeit kommen wird, wenn das Laster von der Erde ausgerottet, wenn die hitzigen Leidenschaften der Menschen gezähmt, und die lautere Milde des Christenthums allgemein verbreitet werden wird. Daß eine solche Zeit kommen wird, wissen wir gewiß, denn Gott hat dieselbe verheißen.

Unter den manchen Prophezeiungen des Alten Testaments, in Beziehung darauf, will ich nur auf einige in den Schriften Jesaias verweisen. In seinen Vorhersagungen hinsichtlich der „letzten Zeit," in welchen es

nicht bestritten wird, daß er sich auf den vorherrschenden Einfluß der christlichen Religion bezog, sagt der Prophet: —„Da werden sie ihre Schwerter zu Pflugschaaren, und ihre Spieße zu Sicheln machen. Denn es wird kein Volk wider das andere ein Schwert aufheben, und werden fort nicht mehr kriegen lernen." Jesaia 2, 4. Ferner, sich auf dieselbe Zeit beziehend, sagt er:—„Man wird nirgend letzen noch verderben auf meinem heiligen Berge; denn das Land ist voll Erkenntniß des Herrn, wie mit Wasser des Meers bedeckt." Cap. 11, 9. Und wiederum, in Betreff derselben Zeit:—„Man soll keinen Frevel mehr hören in deinem Lande, noch Schaden oder Verderben in deinen Grenzen." Cap. 60, 18.

Zwei Dinge sind zu beobachten in Betreff dieser Prophezeiung: Erstens, daß es der Wille Gottes sei, daß der Krieg mit der Zeit abgeschaft werde. Diese Betrachtung ist von Wichtigkeit; denn wenn der Krieg nicht seinem Willen gemäß ist, so ist er auch nicht dem Christenthum gemäß, welches die Offenbarung seines Willens ist. Meine Sache ist jedoch hauptsächlich mit der zweiten Betrachtung: daß das Christenthum das Mittel sein wird, diese Friedenszeit einzuführen. Von denjenigen, welche behaupten, daß unsere Religion Krieg billige, wird eine Antwort auf Fragen wie diese erwartet: Vermittelst welcher Mittel und vermittelst der Verbreitung welcher Grundsätze werden die Prophezeiungen Jesaias in Erfüllung gehen? Haben wir irgend ein neues Religionssystem zu erwarten, vermittelst welchem die Unvollkommenheiten des Christenthums entfernt und dessen Mängel ersetzt werden? Sollen wir glauben, daß Gott seinen eingebornen Sohn in die Welt gesandt hat, eine solche Religion zu stiften—eine Religion, die in einigen Jahrhunderten verändert und verbessert werden müßte? Wenn das Christenthum den Krieg billigt, so müssen sie uns sagen was das sei, welches denselben ausrotten soll. Wenn dasselbe „Frevel, Schaden oder Verderben" gestattet, so müssen sie uns sagen was für Grundsätze es sind, welche Sanftmuth, Wohlthätigkeit und Versöhnlichkeit hervorbringen. Ich weiß nicht, was für eine Antwort solche Fragen von dem Fürsprecher des Krieges erhalten werden; aber ich weiß, daß Jesaia sagt, die Veränderung werde durch das Christenthum bewirkt werden. Und wenn noch irgend Jemand es vorzieht, ein anderes und ein lauterers System zu erwarten, so mag vielleicht ein Apostel seine Hoffnung hemmen:—„Aber so auch wir, oder ein Engel vom Himmel (sagt Paulus) euch würde Evangelium predigen, anders, denn das wir euch gepredigt haben; der sei verflucht." Gal. 1, 8.

Was auch immer die Grundsätze des Christenthums künftighin fordern werden, fordern sie jetzt. Das Christenthum soll, mit seinen gegenwärtigen Grundsätzen und Verpflichtungen, allgemeiner Friede erzielen. Es ist deßhalb eine Thorheit, ein einfacher Widerspruch, zu behaupten, daß die Grundsätze des Christenthums den Krieg billigen, wenn sie, und sie allein, denselben ausrotten sollen. Wenn wir keinen andern Bürgen des Friedens haben, als das Dasein unserer Religion, und keine andere Hoffnung des Friedens als die, welche die Ausbreitung derselben uns ge-

währt, wie kann jene Religion den Krieg billigen? Der Schluß, daß sie denselben nicht billige, scheint streng logisch zu sein. Ich kann nicht sehen, daß eine Demonstration des Euclides klarer sein könnte; und ich achte, daß wenn wir kein anderes Zeugniß in Ansehung der Unrechtmäßigkeit des Krieges hätten, so ist in diesem ein Beweis enthalten, den Vorurtheil nicht läugnen, und dem Sophisterei (Trugvernunftelei) nicht ausweichen kann.

Der Fall ist ein klarer. Ein vollkommener Gehorsam gegen jenes Evangelium, von dem es gesagt wird, daß es Blutvergießen billige, wird das Mittel, und das einzige Mittel sein, dem Blutvergießen auf Erden ein Ende zu machen. Es ist nicht von einer Veränderung des Christenthums, sondern von einer Verähnlichung der Christen mit der Natur desselben, daß man besseres hofft. Es ist weil wir die Grundsätze unserer Religion verletzen, weil wir nicht sind was sie von uns fordert, daß wir sein sollen, daß der Krieg fortdauert. Wenn wir nicht friedfertig sein wollen, so laß uns wenigstens aufrigtig sein, und bekennen, daß wir mit dem Blutvergießen fortfahren, nicht deßwegen, daß das Christenthum dasselbe billigt, sondern weil wir die Satzungen desselben verwerfen.

Denn Christen sollten, in Betreff solcher Frage, welche mit seinen Pflichten verbunden sind, die einfachen Vorschriften seiner Religion genügen. Wenn diese Vorschriften den Krieg mißbilligen, so sollte er nicht weiter fragen; aber indem ich willig bin dem Leser durch irgend welche Mittel Ueberzeugung zu ertheilen, und indem die Beweisgründe für die Wahrheit größeres Gewicht durch angehäuftes Zeugniß gewinnen, so möchte ich auf zwei oder drei andere Gegenstände, in Erläuterung unserer Grundsätze, oder in Bestätigung derselben, verweisen.

Die Ansichten der ersten Bekenner des Christenthums über die Rechtmäßigkeit des Krieges, sind von Bedeutung, indem diejenigen welche am nächsten an der Zeit des Gründers desselben lebten, am wahrscheinlichsten mit seinen Absichten und Willen bekannt waren, und dieselben ohne jene Verfälschungen ausübten, welche wir wissen, daß in Verlauf von Jahrhunderten eingeführt worden sind.

Während einer ansehnlichen Zeit nach dem Tod Christi, ist es also gewiß, daß seine Nachfolger glaubten, er hätte den Krieg verboten, und daß in Folge dieses Glaubens, manche derselben sich weigerten, sich mit demselben zu beschäftigen, was auch immer die Folgen sein mochten, waren sie nun Schmach, Gefangenschaft oder Tod. Dies sind unbestreitbare Thatsachen. „Es ist so leicht," sagt ein gelehrter Schriftsteller des siebenzehnten Jahrhundert, „die Sonne am Mittag zu verfinstern, als zu läugnen, daß die ersten Christen aller Rachgier und allem Krieg entsagten." Unter all den christlichen Schriftstellern des zweiten Jahrhunderts, gibt es nicht einer, der des Gegenstandes erwähnt, der es nicht als unerlaubt für Christen hält, Waffen zu tragen; „und," sagt Dr. Clarkson, „es war nicht eher, als bis das Christenthum verdorben war, daß Christen Soldaten wurden."

Unser Heiland schärfte Gelindigkeit und Friedfertigkeit ein; wir haben gesehen, daß die Apostel seinen Geist eingesogen hatten, und seinem Beispiel folgten, und die ersten Christen folgten diesem Beispiel und waren von dem Geist beider durchdrungen. Dieser heilige Antrieb, diese ernsthafte Empfehlung der Versöhnlichkeit, der Gelindigkeit und der Vergebsamkeit, vermischt sich mit all den Schriften jenes Zeitalters. Es gibt mehr angeführte Stellen von Sprüchen, in den Schriften der apostolischen Väter, die sich auf diese Punkte beziehen, als von irgend welchen andern. Die Reden Christi hatten sie getroffen. „Vergeltet nicht," sagt Polykarpus, der Jünger Johannis, „Böses mit Bösem, oder Scheltwort mit Scheltwort, oder Schläge mit Schlägen, oder Flüche mit Flüchen." Christus und seine Apostel lieferten uns allgemeine Vorschriften für die Einrichtung unseres Wandels. Es war für ihre Nachfolger nöthig, dieselben auf ihre Lebensgebräuche anzuwenden. Und auf was wendeten sie die Friedensvorschriften an, welche ihnen überliefert worden waren? Sie wendeten sie auf den Krieg an; sie waren gewiß, daß die Vorschriften denselben unbedingt verboten. Diesen Glauben leiteten sie gerade von jenen Vorschriften her, auf welche wir Nachdruck gelegt haben. Sie beriefen sich ausdrücklich auf dieselben Stellen im Neuen Testament, und in Ansehung der Autorität und Verbindlichkeit jener Stellen, weigerten sie sich Waffen zu tragen. Einige Beispiele aus ihrer Geschichte werden zeigen, mit welchem zuversichtlichen Vertrauen sie an die Ungesetzmäßigkeit des Krieges glaubten, und wie viel sie willig waren zu leiden um der Sache des Friedens willen.

Maximilian, wie es in den Acten des Ruinart berichtet wird, ward vor das Tribunal gebracht, um als Soldat eingeschrieben zu werden. Als der Statthalter nach seinem Namen fragte, antwortete Maximilian: „Ich bin ein Christ, und kann nicht streiten." Es wurde jedoch befohlen, er solle eingeschrieben werden, aber er weigerte sich zu dienen, stets aussagend, er sei ein Christ. Es wurde ihm sogleich gesagt, daß er zwischen Waffen zu tragen, oder hingerichtet zu werden, zu wählen hätte. Aber seine Treue war nicht zu erschüttern: „Ich kann nicht streiten," sagte er, „wenn ich sterben muß." Der Statthalter fragte ihn, wer ihn zu einem solchen Betragen überredet hätte. „Mein eigenes Gemüth," sagte der Christ, „und der, welcher mich berufen hat." Es wurde noch einmal der Versuch gemacht, seinen Entschluß dadurch zu erschüttern, daß man an seine Jugend und den Ruhm des Soldatenfachs appellirte; aber umsonst. „Ich kann nicht streiten," sagte er, „irgend einer irdischen Rücksicht halber." Er blieb standhaft auf seinen Grundsätzen, das Urtheil wurde gesprochen, und er wurde nach dem Richtplatz geführt.

Die ersten Christen weigerten sich nicht allein, sich im Kriegsheer anwerben zu lassen, sondern wenn sie das Christenthum annahmen, während sie bereits angeworben waren, so verließen sie den Kriegsdienst, kostete es was es wollte. Marcellus war ein Hauptmann in der Legion, welche die Trajanische genannt ward. Während er diese Stelle bekleidete, wurde er

ein Christ, und glaubend, ins gemein mit seinen Mitchristen, daß ihm der Krieg nicht länger erlaubt sei, so warf er sein Degengehenk an der Spitze der Legion nieder, erklärend, er sei ein Christ geworden, und wolle nicht länger Kriegsdienst thun. Er wurde ins Gefängniß geworfen, blieb aber stets dem Christenthum getreu. „Es ist nicht gültig," sagte er, „für einen Christen, Waffen zu tragen, irgend welcher irdischen Rücksicht halber;" und er wurde dem zu Folge hingerichtet. Fast augenblicklich darnach legte Cassian sein Amt nieder, der Notarius bei derselben Legion war. Er behauptete standhaft die Gesinnungen des Marcellus, und wurde, gleich jenem, dem Scharfrichter übergeben. Martin, von welchem so viel von Sulpicius Severus gesagt wird, ward zum Militärstand erzogen, den er, als er das Christenthum annahm, verließ. Die einzige Ursache, die wir finden, daß er Julianus, dem Abtrünnigen, für sein Betragen angab, war diese:—„Ich bin ein Christ, und kann daher nicht streiten." Die Antwort des Tarachus an Numerianus Maximus ist in diesen jenen beinahe ähnlichen, Worten:—„Ich habe ein Kriegsleben geführt, und bin ein Römer; und indem ich ein Christ bin, habe ich den Soldatenstand verlassen."

Dies waren nicht die Gesinnungen und das Betragen einzelner Personen, welche von ihren persönlichen Meinungen oder von ihren Privatauslegungen der Pflichten des Christenthums angetrieben sein möchten. Ihre Grundsätze waren die Grundsätze der Gesammtheit; sie wurden anerkannt und vertheidigt von den christlichen Schriftstellern jener Zeit. Justinus der Märtyrer und Tatian reden von Soldaten und Christen als abgesonderte Personen; und Tatian sagt, daß Christen selbst militärische Commandostellen ablehnten. Clemmens von Alexandrien nennt seine christliche Zeitgenossen, „Nachfolger des Friedens," und sagt uns ausdrücklich, daß „die Nachfolger des Friedens keine Kriegsgeräthtschaften gebrauchen." Lactantius, ein anderer Christ der frühern Zeit, sagt ausdrücklich: „Es kann nie für einen gerechten Menschen gültig sein, sich mit dem Krieg abzugeben." Ungefähr um das Ende des zweiten Jahrhunderts beschuldigte Celsus einer der Gegner des Christenthums die Christen damit, daß sie sich weigerten, Waffen zu tragen, selbst im Fall solches nothwendig wäre. Origenes, der Vertheidiger der Christen, ist nicht darauf bedacht die Thatsacht zu leugnen: er gibt die Verweigerung zu, und rechtfertigt dieselbe, indem der Krieg unrechtmäßig sei. Selbst, nachdem sich das Christenthum beinahe über die ganze bekannte Welt ausgebreitet hatte, berichtet uns Tertullianus deutlich, indem er von einem Theil des römischen Kriegsheers spricht, einschließend mehr als ein Drittheil der Legionen Roms, daß „nicht ein Christ unter ihnen gefunden werden konnte."

Alles dies ist deutlich. Das Zeugniß der folgenden Thatsachen ist jedoch noch bestimmter und befriedigender. Einige der Argumente, welche heutzutage gegen die Fürsprecher des Friedens vorgebracht werden, wurden damals gegen jene ersten Christen eingewendet; und diese Argumente

wurden von ihnen untersucht und widerlegt. Dies deutet Nachforschung und Untersuchung an, und bekundet, daß ihr Glaube in Ansehung der Unrechtmäßigkeit des Krieges nicht eine unbestimmte, voreilig angenommene und locker unter ihnen herumlaufende Meinung war; sondern daß derselbe das Ergebniß vorsichtiger Prüfung und folglich fester Ueberzeugung war, daß Christus denselben verboten hatte. Tertullianus sagt: „Obschon die Kriegsleute zu Johannes kamen, und eine gewisse zu beobachtende Regel erhielten, so entwaffnete dennoch Jesus Christus, indem er Petrum entwaffnete, einen jeden Soldaten künftighin, denn Gewohnheit bestädigt niemals irgend eine unrechtmäßige That." „Kann das Soldatenleben rechtmäßig sein," sagt er in einem andern Werk, „wenn Christus erklärt hat, daß wer das Schwert nimmt, der soll durch's Schwert umkommen? Kann irgend Jemand, der die friedsame Lehre des Evangeliums besitzt, ein Soldat sein, wenn es seine Pflicht ist, nicht einmal vor das Gericht zu gehen? Soll derjenige, der die gegen ihn verübten Beleidigungen nicht rächen soll, behülflich sein, Andere in Bande und Gefangenschaft zu bringen, sie der Marter und dem Tod zu überliefern?" So daß gerade dieselben Argumente, welche heutzutage zur Vertheidigung des Krieges vorgebracht werden, gegen die Christen vor sechzehnhundert Jahren vorgebracht wurden; und vor sechzehnhundert Jahren wurden dieselben widerlegt von diesen treuern Streitern für die Lauterkeit der Religion. Es ist ebenfalls auffallend, daß Tertullianus sich auf die Grundsätze vom Berg beruft, zum Beweis jener Grundsätze, auf welche dieses Werk dringt:—*Daß die Gesinnungen, welche die Vorschriften einschärfen, sich nicht mit dem Krieg vertragen, und daß deßhalb der Krieg unvereinbar mit dem Christenthum sei.*

Wenn es möglich wäre, so wäre ein noch stärkerer Beweis primitiven Glaubens in dem Umstand enthalten, daß einige der christlichen Autoren erklärten, *daß die Weigerung der Christen, Waffen zu tragen, eine Erfüllung der sich auf die Friedenszeit beziehenden Prophezeiungen des Alten Testaments sei.* Die besondere Kraft dieses Zeugnisses besteht darin, daß die Thatsache einer Weigerung, Waffen zu tragen, als offenkundig und unbezweifelt angenommen wird. Irenäus, der ungefähr um das Jahr unsers Herrn 180 lebte, behauptet, daß die Prophezeiung Jesaias, welche erklärt, daß die Schwerter zu Pflugschaaren und die Spiesen zu Sicheln gemacht werden würden, zu seiner Zeit in Erfüllung gegangen sei: „denn die Christen," sagt er, „haben ihre Schwerter und Lanzen in Werkzeuge des Friedens verwandelt, und sie *wissen nicht wie zu streiten.*" Justinus der Märtyrer, sein Zeitgenosse, schreibt:—„Das die Prophezeiung in Erfüllung gegangen sei, hast Du gute Ursache zu glauben, denn wir, die weiland einander umgebracht haben, *streiten jetzt nicht mehr mit unsern Feinden.*" Tertullianus, der später lebte, sagt: „Du mußt bekennen, daß die Prophezeiung erfüllt worden ist, insofern, als dieselbe die Praxis einer jeden Person, auf welche sie anwendbar ist. betrifft."

Es ist zuweilen behauptet worden, daß der Beweggrund, welcher die ersten Christen beeinflußte, sich zu weigern sich mit dem Krieg abzugeben, in dem Götzendienst bestand, welcher mit den römischen Kriegsheeren verbunden war. Einen Beweggrund gewährte unstreitig diese Abgötterei; aber es ist einleuchtend, aus den von uns angeführten Stellen, daß ihr Glaube in Betreff der Unrechtmäßigkeit des Krieges, abgesehen von irgend einer Frage in Bezug auf Abgötterei, eine unüberwindliche Einwendung dagegen war, sich in den Krieg einzulassen. Ihre Worte waren klar: „Ich kann nicht streiten, wenn ich auch sterben muß."—„Ich bin ein Christ, und deßhalb kann ich nicht streiten."—„Christus," sagt Tertullianus, „indem er Petrum entwaffnete, entwaffnete einen jeden Soldaten;" und Petrus war nicht im Begriff, in den Heeren der Abgötterei zu streiten. So stark war ihre Ueberzeugung in Betreff der Unverträglichkeit des Krieges mit unserer Religion, daß sie selbst nicht bei preiskämpfischen Gefechte anwesend sein wollten, „damit," sagt Theophilus, „wir nicht Theilnehmer werden an den Mordthaten, welche bei denselben verübt werden." Kann irgend Jemand glauben, daß diejenigen, welche nicht einmal bei einem Gefecht zwischen zwei Menschen zugegen sein wollten, selbst in einer Schlacht zwischen Heeren kämpfen würden? Und man sollte sich erinnern, daß die Vernichtung eines Preiskämpfers eben sowohl vom Staat autorisirt war, als die Vernichtung von Feinden im Krieg.

Es ist daher unbestreitbar, daß jene Christen, welche zunächst der Zeit unsers Erlösers lebten, mit unzweifelhaftem Vertrauen glaubten, daß er den Krieg unzweideitig verboten habe—daß sie diesen Glauben öffentlich bekannten, und daß sie, zum Beweise desselben, willig waren ihr Glück und Leben aufzuopfern, und solche aufopferten.

Christen wurden jedoch nachher Soldaten.—Und wenn? Als ihre allgemeine Treue gegen das Christenthum locker wurde;—als sie in andern Hinsichten dessen Grundsätze übertraten;—als sie zu „heucheln," ihre „Worte zu fälschen," und einander zu „vervortheilen," anfingen;—als „christliche Moralisten" sie überredet hatten, sie möchten „zu Tische sitzen im Götzenhause;"—als Christen selbst die Priesterämter des Götzendienstes annahmen. In einem Wort, sie wurden Soldaten, als sie aufhörten Christen zu sein.

Die Abweichung von ihrer ersten Treue war jedoch nicht plötzlich allgemein. Wie jedes andere Sittenverderbniß, so kam der Krieg allmählig in Gebauch. Während der ersten zweihundert Jahre findet man nicht einen Christen als Soldat in der Geschichte aufgezeichnet. In dem dritten Jahrhundert, als das Christenthum zum Theil verdorben war, waren Christensoldaten gemein. Die Zahl vermehrte sich mit dem Zunehmen der allgemeinen Verdorbenheit, bis zuletzt, im vierten Jahrhundert, Christen ohne Zögern, und vielleicht ohne Vorwürfe des Gewissens, Soldaten wurden. Hin und wieder jedoch erhob noch stets ein Kirchenvater seine Stimme für Friede; aber als einer nach dem andern von diesen die Welt verließ,

so hörte der Grundsatz, daß der Krieg unrechtmäßig sei, endlich auf, die Lehre der Kirche zu sein.

Dergleichen war der Ursprung des gegenwärtigen Glaubens an die Rechtmäßigkeit des Krieges. Derselbe begann in Untreue, ward von Lasterhaftigkeit gepflegt, und durch Verdorbenheit bestätigt. Wir ersuchen daher den gewissenhaften Christen der jetzigen Zeit ernsthaft, diese Dinge in Betrachtung zu ziehen. Hätten die Bekenner des Christenthums in der Lauterkeit und Treue ihrer Väter verharrt, so würden sie geglaubt haben, daß der Krieg verboten sei, und Europa hätte während mancher Jahrhunderte in Frieden ruhen können.

Laß immer diejenigen, welche den Krieg vertheidigen, eingedenk sein, daß sie für eine Verdorbenheit streiten, welche ihre Vorväter verabscheuten; und daß sie Jesum Christum zum Bestätiger von Verbrechen machen, um welcher Nichtverübung willen, seine lautersten Nachfolger ihr Leben aufopferten.

Ein Argument zu Gunsten des Krieges ist zuweilen aus den göttlichen Mittheilungen an die Juden unter der Verwaltung Mosis, hergeleitet worden. Es wird behauptet, daß indem der Krieg jenem Volke erlaubt und anbefohlen war, so könne derselbe nicht mit dem Willen Gottes in Widerspruche sein.

Es ist nicht unsere Absicht zu bestreiten, daß unter der mosaischen Dispensation, irgend welche Kriege erlaubt, oder daß solche den Juden als eine ausdrückliche Pflicht anbefohlen waren. Aber von denjenigen, welche sich zur Rechtfertigung unserer gegenwärtigen Praxis, auf die Autorität, kraft welcher die Juden ihre Kriege führten, berufen, wird erwartet, daß sie dieselbe Autorität für die unsrigen aufweisen werden. Kriege waren den Juden befohlen, aber sind solche uns befohlen? Krieg, als eine allgemeine Sache, war nie befohlen. Und gewiß, jene besondere Kriege, welche den Juden für einen ausdrücklichen Zweck befohlen waren, sind weder Autorität noch Beispeil für uns, welchen keinen solchen Befehl erhalten haben, und keinen solchen Zweck vorschützen können.

Es wird vielleicht gesagt, daß die Befehle, Kriege, selbst Vertilgungskriege zu führen, so ausdrücklich und so oft wiederholt worden sind, daß es nicht wahrscheinlich sei, daß sie, wenn sie dem Willen des Himmels entgegen wären, also entschieden befohlen worden wären. Wir antworten, daß sie damals dem Willen des Himmels nicht zuwider waren. Aber selbst damals sahen die Propheten voraus, daß sie nicht dem allgemeinen Willen Gottes gemäß waren, indem sie prophezeiten, daß wenn jener Wille in Erfüllung gegangen sei, so solle es mit dem Krieg auf Erden ein Ende haben. Und vermittelst welcher Dispensation sollte dieser Wille erfüllt werden? Vermittelst jener von der „Ruthe von dem Stamm Isai."

Aber was behaupten Jene, welche sich auf die Dispensation Mosis berufen? Wollen sie behaupten, daß die Befehle an die Juden auf sie verpflichtend sind? Wenn sie dies behaupten, so haben wir wenigstens das Recht, größere Uebereinstimmung des Gehorsams von ihnen zu fordern.

Von der Thatsache, daß diese Befehle nicht wirklich verbindlich auf sie sind, liefern sie hinlänglichen Beweis, durch ihre Vernachlässigung des größten Theils derselben, eingeschärft, wie jene Befehle waren, von derselben Autorität, welche den Krieg befahl. Sie haben daher, insofern als es ihr Argument betrifft, die Befehle dadurch aufgehoben, daß sie dieselben verworfen haben. Und aus zehn Vorschriften, neun zuverwerfen, und eine zu behalten, ist eine willkürliche und unnütze Methode der Beweisführung.

Wenn mir gesagt wird, daß man noch immer die Verbindlichkeit mancher dieser Vorschriften anerkennt, so antworte ich, daß man die Pflichten, welche dieselben anbefehlen, anerkannt, aber nicht der Autorität wegen, welche dieselben anbefiehl. Wir gehorchen den Befehlen, nicht weil sie unter dem Gesetz überliefert worden sind, sondern weil sie von dem Christenthum eingeschärft werden. Der Befehl: „Du sollst nicht tödten," ist nie aufgehoben worden; aber Christen verbieten Mord nicht deßwegen, daß er im Gesetz verboten ist; sie würden denselben verboten haben, wenn auch nie kein Gesetz existirt hätte.

Aber weiter: Das Christenthum erfordert, daß wir einigen der Befehle unter dem Gesetz nicht gehorchen. „Wenn Jemand einen eigenwilligen und ungehorsamen Sohn hat, der seines Vaters und Mutters Stimme nicht gehorchet, u. s. w., so sollen ihn steinigen alle Leute derselbigen Stadt." 5. Mose 21, 18, 21. „Wenn dich dein Bruder, deiner Mutter Sohn, oder dein Sohn, oder deine Tochter, oder das Weib in deinen Armen überreden würde heimlich und sagen: Last uns gehen, und andern Göttern dienen, so sollst du seiner nicht schonen, noch ihn verbergen; sondern sollst ihn erwürgen. Deine Hand soll die erste über ihn sein, daß man ihn tödte." 5. Mose 13, 9. Nun wissen wir, daß das Christenthum Gehorsam gegen diese Befehle nicht bestätigt; und wenn wir denselben gehorchen würden, so würden unsere eigene Gesetze uns als Mörder behandeln. Wenn die Vorschriften unter der Dispensation Mosis bindent sind, weil sie vom Himmel verkündigt worden sind, so sind sie in allen ihren Befehlen und Verboten bindent. Aber einige dieser Vorschriften vernachlässigen wir aus Gewohnheit, und einigen derselben zu gehorchen würde strafbar sein; und aus was für Ursache berufen wir uns auf dieselben zu unserer Vertheidigung?

Und warum wurde das Gesetz aufgehoben? Deßwegen, daß es „nichts vollkommen machte."—„Das Gesetz ist durch Moses gegeben; und die Gnade und Wahrheit ist durch Jesum Christum geworden." Die Weise, in welcher der Autor der „Wahrheit," einige seiner wichtigsten Vorschriften einleitete, entspricht sehr wohl unserem Zweck. „Es ist gesagt: Auge um Auge, Zahn um Zahn." Dann führt er seine eigene Vorschrift ein mit der gegen unterscheidenden Vorrede:—„Ich aber sage euch." Dies scheint daher eine besondere Aufhebung der Autorität der gesetzlichen Befehlen und eine Einleitung zu einem andern System zu sein, und dies ist Alles, was unser gegenwärtiger Zweck erfordert. Die Wahrheit ist, das Gesetz wurde seiner Unvollkommenheiten wegen aufgehoben; dennoch benutzen

wir eine dieser Unvollkommenheiten zur Rechtfertigung unserer gegenwärtigen Praxis. Ist dies weil wir einsehen, daß wir dieselbe nicht mit unserer eigenen Religion vertheidigen können?

Wir lassen daher die Dispensation Mosis, als irgend einen Theil am Argument habend, fahren. Was auch immer dieselbe billigte, oder was auch immer sie verbot, in Bezug auf Krieg, untersuchen wir nicht. Wir fragen bloß was das Christenthum gutheißt und verbietet, und kraft diesem entscheiden wir die Frage.—Es ist um so nothwendiger die Unanwendbarkeit dieser Argumente aus dem Alten Testament, zu zeigen, indem es Personen von einer oberflächlichen Denkweise gibt, welche finden, daß der Krieg in „der Bibel" erlaubt sei, und die vergessen, die gegenwärtige Autorität jener Erlaubniß zu untersuchen.

Es gibt irgend welche Personen, welche sich in ihrer Billigung des Krieges hinlänglich gerechtfertigt glauben, durch das Beispiel frommer Männer ihrer Zeit. Das Argument, als ein Argument, ist von wenig Bedeutung; aber irgend etwas ist von Bedeutung, welches uns veranlaßt, mit Krieg zufrieden zu sein. *Hier gibt es Männer, sagen sie, welche die Erkenntniß ihrer Pflichten zum Hauptzweck ihres Forschens machen, und dennoch lassen sie sich in den Krieg ein, ohne irgend einen Zweifel rücksichtlich dessen Rechtmäßigkeit.* Alles dies ist wahr; und es ist ebenfals wahr, daß einige fromme Männer die Rechtmäßigkeit des Krieges ausdrücklich eingeschärft haben; und es ist gleichfalls wahr, daß die Glaubensartikel der Englischen Kirche dieselbe ausdrücklich behaupten. Aber was denn, wenn es geschehen, daß „Blindheit Israel eines Theils widerfahren ist."

Aber was ist das Argument? *Daß fromme Männer sich mit dem Krieg beschäftigt haben, und daß deßhalb das Christenthum denselben billige.* Diejenigen, welchen solche Beweisgründe genügen, sollten eingedenk sein, daß diejenige, welcher freiwillig die Praxis der zwei ersten Jahrhunderte des Christenthums übergeht, und sucht sich durch die Praxis späterer und finsterer Zeitalter zu vertheidigen, einleuchtend keinen andern Beweggrund hat als den: daß er findet, daß seine Religion, wenn verfälscht und verdorben, seinen Zweck angemessener ist, als die Religion, wie sie in den Tagen ihrer Lauterkeit war. Dieser Zustand der Unvollkommenheit und der Unlauterkeit hat ihren Einfluß sowohl über die Guten als über die Bösen verbreitet. Ich ziehe es nicht in Zweifel, daß einige Christen der jetzigen Zeit, welche den Krieg vertheidigen, glauben, daß sie ihrer Religion gemäß handeln, gerade wie ich nicht bezweifle, daß Manche, welche Reisholz an die Scheiderhaufen der christlichen Märtyrer trugen, eben dasselbe glaubten. Die Zeit war als diejenigen, welche fromme Menschen tödteten, meinten „sie thäten Gott einen Dienst daran." Aber laß die nachfolgende Erklärung auf unsere jetzigen Gegner angewandt werden. „Solches werden sie euch darum thun, daß sie weder

meinen Vater noch mich kennen." Joh. 16, 3. Hier scheint also unser Irrthum zu bringen: daß wir das Betragen der Menschen nicht nach dem Maßstabe des Evangeliums beurtheilen, sondern daß wir den Maßstab des Evangeliums zu dem Betragen der Menschen herabsetzten. Daß gute Menschen es verfehlen sollten, sich der vollkommenen Lauterkeit des Christenthums gleichförmig zu machen, oder dieselbe wahrzunehmen, braucht uns nicht zu wundern, denn wir haben hinreichende Beispiele davon. Fromme Männer der Vorzeit gestatteten manche Dinge, als von dem Christenthum gutgeheißen, welche wir mißbilligen, und immer mißbilligen werden. Es gibt heutzutage manche Pflichtfragen, in Betreff welcher fromme Männer nicht übereinstimmen. Wenn ihre Autorität in Betreff anderer Zwecke der Praxis von uns verworfen wird, warum soll dieselbe die Kriegsfrage entscheiden? Warum, insbesondere, bestehen wir auf ihren Entscheidungen, wenn sie in ihren Entscheidungen selbst uneins sind? Wenn fromme Männer die Rechtmäßigkeit des Krieges zugegeben haben, so haben auch fromme Männer dieselbe geläugnet. Wir berufen uns daher wiederum auf das einfache Zeugniß, der Religion: ein Zeugniß, welches es immer klug ist anzunehmen, und gefährlich ist in Zweifel zu ziehen.

Es wird jedoch ein Argument gegen uns vorgebracht, welches, wenn es ein richtiges ist, auf einmal jeden Zweifel über den Gegenstand ausschließt: — Daß ein Unterschied zu machen sei zwischen Vorschriften, welche für uns als Personen und Vorschriften, welche für uns als Unterthanen des Staats gelten; und daß die friedsamen Befehle Christi vom Berg und all die denselben verwandten Befehle und Verbote der heiligen Schrift, keinen Bezug auf unsern Wandel als Glieder des Staatskörpers haben. Dies ist das Argument, welchem von den Fürsprechern des Krieges das größte Gewicht beigelegt wird, und durch welches denkende Männer hauptsächlich bewogen werden, sich die Rechtmäßigkeit desselben gefallen zu lassen. In Wahrheit, einige derjenigen, welche am schärfsten, über den Gegenstand nachdenken, geben zu, daß die friedsamen, schonenden und verzeihenden Gesinnungen des Christenthums, in deren völligen Ausdehnung, unbedingt verpflichtend auf Personen sein; und dieses Zugeständniß möchte ich den Leser bitten im Gedächtniß zu behalten.

Nun ist es einleuchtend, daß der Beweis der Rechtlichkeit dieses Unterschieds, von denjenigen zu erwarten ist, welche denselben machen. Allgemeine Regeln sind von dem Christenthum niedergelegt, deren Anwendbarkeit, in einigen Fällen, der Fürsprecher des Krieges läugnet. Er hat daher die Gründe und Autorität für seine Einwendung aufzuweisen. Nun möchten wir ihn daran erinnern, daß allgemeine Regeln bindent sind, wenn nicht deren Unanwendbarkeit klar erwiesen werden kann. Wir möchten ihm zu Gemüth führen, daß die allgemeinen Regeln im vorliegenden Falle, von den bevollmächtigten Dienern Jesu Christi, und von Jesu Christo selbst niedergelegt sind; und wir möchten ihm deßhalb rathen, Bedenken zu tragen,

ehe er Einwendungen gegen jene Regeln instituirt, auf irgend eine geringere Autorität als diejenige, welche dieselben geschaffen hat.

Der Grund für den Unterschied zwischen den Pflichten einzelner Personen und jener von Gemeinheiten, muß, wie wir vermuthen, in irgend welcher der folgenden Voraussetzungen gesucht werden.

1. Daß, indem es kein Gesetz von allgemeiner Autorität unter Völkern gibt, vermöge welchem ein Staat sich gegen Gewaltthaten von Seiten eines andern schützen kann, so sei es nothwendig, daß eine jede unabhängige Gemeinheit sich selbst beschütze; und daß der Schutz eines Volks zuweilen auf keine andere Weise als durch den Krieg behauptet werden könne.

2. Daß, indem die allgemeine Nützlichkeit und Zweckdienlichkeit von Handlungen die Grundlage der moralischen Eigenschaften derselben sei, und indem es zuweilen der allgemeinen Nützlichkeit und Zweckdienlichkeit am meisten förderlich sei, daß Krieg sei, so sei deßhalb der Krieg zuweilen rechtmäßig.

Die erste dieser Voraussetzungen wird wahrscheinlich auf diese Weise in Anwendung gebracht. Wenn eine Person einen Angriff zu erdulden hat, so gibt es eine Gewalt über derselben und über der angreifenden Partei, an welche erstere sich wenden kann; eine Gewalt vermöge welcher die bösen Leidenschaften der sie Umgebenden im Zaum gehalten, und vermöge welcher derer Angriffe gestraft werden mögen. Aber unter Nationen gibt es keine anerkannte Obergewalt, oder gemeinen Schiedsrichter. — Und selbst, wenn es einen solchen gäbe, so gäbe es keinen andern Weg, vermittelst welchem dessen Entscheidungen erzwungen werden könnten, als durch das Schwert. Krieg ist deßhalb das einzige Mittel, welches eine Nation besitzt, um sich gegen irgend einen Angriff einer andern zu schützen.

Dies sind gewiß schmeichelhafte Argumente; aber es verhält sich mit diesen Argumenten wie mit manchen andern, daß sie das als festgesetzt annehmen, welches nicht bewiesen worden ist, während von dem Beweis desselben die Wahrheit des ganzen Arguments abhängt. Es nimmt an, daß die Ursache, warum es einer Person nicht gestattet sei, Gewalt zu gebrauchen, sei, daß die Gesetze solche für dasselbe gebrauchten. Und in diesem besteht der Trugschluß der Voraussetzung; denn die Grundlage der Pflicht der Geduld im Privatleben ist nicht, daß die Gesetze Angriff strafen, sondern daß das Christenthum Geduld fordert. Unzweifelhaft, wenn das Dasein eines gemeinen Schiedsrichters die Grundlage der Pflicht wäre, so wäre solche Pflicht nicht auf Nationen bindent. Aber was wir verlangen daß bewiesen werden soll, ist dies: daß das Christenthum Nationen jener Pflichten entledigt, welche es einzelnen Personen auferlegt hat. Dies beweist das gegenwärtige Argument nicht; und, in Wahrheit, mit einer seltsamen unglücklichen Anwendung desselben, setzt dasselbe wirklich voraus, daß das Christenthum diese Pflichten weder den ersteren noch den letzteren auferlegt habe.

Wenn gesagt wird, daß das Christenthum Personen irgend einen Grad und Art von Gegenwehr gestatte, und daß deßhalb irgend welche Gegen-

wehr für Staaten rechtmäßig sei, so verneinen wir dies nicht. Aber wenn gesagt wird, daß der Grad rechtmäßiger Gegenwehr sich auf die Metzelei unserer Mitchristen erstrecke—daß derselbe sich auf den Krieg erstrecke, so läugnen wir dies. Wir behaupten, daß durch keine mögliche Freiheit der Auslegung, aus den Vorschriften des Christenthums erwiesen werden kann, daß dasselbe sich auf denselben erstrecke. Die Pflicht der Geduld sollte also allen Rücksichten in Beziehung auf den Zustand des Menschen vorhergehen; und ob derselbe unter dem Schutz von Gesetzen ist oder nicht, so ist die Pflicht der Geduld auferlegt.

Die einzige Wahrheit, welche durch das gegenwärtige Argument scheint heraus gebracht worden zu sein, ist, daß es Schwieriger ist, den schonenden Vorschriften des Christenthums zu gehorsamen, im Fall von Nationen als im Fall von einzelnen Personen; aber die Verpflichtung denselben zu gehorsamen, ist in beiden Fällen dieselbe. Noch laß irgend Jemand die Schwierigkeit des Gehorsams der Pflicht zuwider vorschützten; denn derjenige, der dieses thut, hat noch eine der ehrfurchterregendsten Regeln seiner Religion zu erkennen — eine Regel, welche durch die Vorschriften, und mehr besonders durch das letzte Beispiel Christi, seiner Apostel, und das von Märtyrern eingeschärft wurde, die Regel, welche von uns fordert, daß wir „gehorsam sein bis zum Tode."

Laß jedoch nicht angenommen werden, daß wir glauben, die Schwierigkeit der Geduld würde so groß in der Ausübung sein, als sie in der Theorie zu sein scheint. Wir hoffen fernerhin zu beweisen, daß dieselbe so sicherlich unser Interesse befördert, als sie unsere Pflicht erfüllt.

Die Rechtlichkeit des Unterschieds zwichen Regeln, welche auf Personen, und Regeln, welche auf Staaten anwendbar sind, wird von Dr. Paley auf diese Weise nach dem Grundsatz der Zweckdienlichkeit behauptet.

„Der einzige Unterschied," sagt er, „der zwischen dem Fall eines unabhängigen Staates und dem einer unabhängigen Person obwaltet, liegt in diesem Umstand: Daß die besondere Folge zuweilen den Werth der allgemeinen Regel zu überwiegen scheint;" oder, in weniger kunstmäßigen Worten, daß ein größerer Nachtheil daraus enstehen möge, wenn man den Befehlen des Christenthums gehorche, als wenn man dieselben übertrete. Zweckdienlichkeit, sagt man, sei der Prüfstein moralischer Rechtlichkeit und der Maßstab unserer Pflicht. Wenn man glaubt, daß es am dienlichsten sei, die allgemeinen Verpflichtungen des Christenthums nicht zu achten, so ist jener Glaube der rechtfertigende Beweggrund, dieselben nicht zu achten. Dr. Paley geht weiter und sagt: „In den Geschäften von Privatpersonen kann kein Vortheil, der aus der Uebertretung eines allgemeinen Gesetzes der Gerechtigkeit erfolgt, das Publikum für die Verletzung eines solchen Gesetzes entschädigen; in Reichsangelegenheiten mag dies zuweilen bezweifelt werden." Er sagt, es möge Fälle geben, in welchen „die Größe eines besondern Uebels, uns veranlassen möge, die Verpflichtung der allgemeinen Regel in Frage zu ziehen." „Es

mag Zuständen einen Schein gegeben werden, und folglich mögen solche möglicher Weise eintreten, rücksichtlich welcher die allgemeine Tendenz von der Abscheulichkeit des besondern Unheils überwogen wird." In Ansehung der Zweifel, welcher in Betreff der Gelegenheiten, wenn die „Verpflichtung" christlicher Gesetze aufhöre, entstehen müssen, sagt er jedoch, daß die „Sittenlehre keine bestimmte Erklärung liefere," und er erkennt aufrichtig „die Gefahr an, es dem Leidenden zu überlassen, über das Verhältniß besonderer und allgemeiner Folgen zu entscheiden, und die noch größere Gefahr, daß solche Entscheidungen künftighin als Präcedenzien benutzt werden möchten. Wenn zum Beispiel Verträge nicht länger bindent sind als derweilen sie bequem sind, oder bis deren Unbequemlichkeit einen gewissen Grad ereicht hat (welcher Grad durch die Einsicht oder vielmehr durch die Gefühle der klagenden Partei bestimmt werden muß), so ist ein, und beinahe das einzige Mittel, das Elend des Krieges abzuwenden, oder demselben ein Ziel zu setzen, die Vernichtung der Menschheit zu verhüten, oder derselben ein Ende zu machen, für immer für die Welt verloren." In einer Rückschau über die Unbestimmtheit dieser Regeln des Handels, sagt er zuletzt: „Dies sind jedoch die Grundsätze, worauf die Rechnung gebaut werden muß."

Es ist einleuchtend, daß dies Argument von dem Grundsatz ausgeht, daß es rechtmäßig sei, „Uebels zu thun, auf daß Gutes daraus komme." Wenn Gutes daraus kommt, wenn man einen Vortrag verletzt, so mag man solchen verletzen. Wenn Gutes daraus kommt, wenn man andere Menschen umbringt, so mag man solche umbringen. Wir wissen, daß der Fürsprecher der Zweckdienlichkeit uns sagen wird, daß Gutes nicht aus Uebel, im Ganzen genommen, komme; und daß das Gute oder Böse von Handlungen in dem Guten oder Bösen der allgemeinen Folgen derselben bestehe. Ich apellire an den Verstand und das Gewissen des Lesers, ob dieser Unterschied redlich nach dem Sinn des Apostels sei? Beabsichtigte er seinen Lesern zu sagen, daß sie ihre feierlichen Versprechungen verletzen, daß sie ihre Mitchristen umbringen möchten, *auf daß Gutes daraus kommen möchte*? Wenn er dies meinte, so war gewiß wenig Wahrheit in seiner Erklärung anderwärts: „*Daß er große Deutlichkeit der Sprache gebrauchte*." 2. Cor. 3, 12.

Es wird uns gesagt, daß was immer zweckdienlich sei, sei recht." Wir wollen diese Glaubenslehre nicht streitig machen, aber wie muß die *Zweckdienlichkeit* bestimmt werden? Durch die Berechnungen und Muthmaßungen von Menschen, oder durch die Kenntniß und Vorsorge Gottes? Zweckdienlichkeit mag der Prüfstein unserer Pflichten sein, aber was ist der Prüfstein der Zweckdienlichkeit? Einleuchtend ist er, meiner Meinung nach, dies: — *Die Entscheidungen, welche Gott bekannt gemacht hat in Betreff dessen, was für den Menschen das beste sei.* Berechnungen über Zweckdienlichkeit, über „besondere und allgemeine Folgen," sind uns nicht anvertraut, und dies der sehr befriedigenden Ursache wegen, daß wir solche nicht machen können. Die Berechnung, wenn sie irgend etwas besseres als leere Muth-

maßung sein soll, erfordert Vorwissen, und wo ist dieses Vorwissen zu suchen? Nun wird es aber von unsern Gegnern zugegeben, daß der einzige Herr des Vorwissens erklärt hat, daß der schonende, wehrlose Stand der beste für den Menschen sei. Dennoch wird uns gesagt, daß derselbe zuweilen nicht der b e s t e sei, daß er zuweilen „unzweckmäßig" sei. Wie entdeckt man dies? Der Verkündiger des Gesetzes hat dies nie zu verstehen gegeben. Woher erhalten wir daher das Recht, unsere eigenen Berechnungen an die Stelle seines Vorwissens zu setzen? Oder, wenn wir dasselbe erhalten haben, was sind die Schranken der Ausübung desselben? Wenn wir deßwegen, daß wir berechnen, daß Gehorsam nicht vortheilhaf sei, seine Gesetze in einem Fall bei Seite setzen können, warum können wir dieselben nicht in zehn bei Seite setzen? Warum mögen wir dieselben nicht ganz aufheben?

Das Recht ist jedoch beansprucht; und wie soll dasselbe ausgeübt werden? Es wird uns gesagt, daß die Pflicht des Gehorsams „zuweilen bezweifelt werden möge,"—daß wir in einigen Fällen veranlaßt werden mögen, die Verpflichtung der christlichen Regel „in Frage zu ziehen,"—daß „Zuständen einen Schein gegeben werden mögen"—daß Umständen „möglicher Weise eintreten mögen," in Betreff welcher wir die Freiheit haben, dasselbe bei Seite zu setzen,—daß es jedoch stets gefährlich sei, dem „Leidenden die Entscheidung zu überlassen," wenn die Verpflichtung der Regel aufhöre; und daß hinsichtlich aller dieser Zweifel, die „Sittenlehre keine bestimmte Erklärung liefere!"— Ich weiß nicht wie Grundsätze wie diese zu bekämpfen. Ein Argument, oder die Behauptung einer Thatsache, könnte widerlegt werden; aber was für eine Antwort kann über „Möglichkeiten" und „Zweifel" gegeben werden? Diejenigen, welche sich die Freiheit nehmen zu muthmaßen, daß christliche Gesetze zuweilen verschoben werden mögen, mögen sich die Freiheit nehmen zu muthmaßen, daß Jupiter ein Firstern, oder daß das Dasein von Amerika eine Erdichtung sei. Was für eine Antwort ein wissenschaftlicher Mann über eine solche Vermuthung ertheilen würde, weiß ich nicht, und ich weiß auch nicht was für eine Antwort über die unsrige zu ertheilen. Unter einer Gemeinheit, welche über die „besondern und allgemeinen Folgen" irgend einer politischen Maßregel zu entscheiden hätte, welche die Aufopferung der Grundsätze des Christenthums umfaßte, würde nothwendiger Weise eine endlose Verschiedenheit der Meinungen obwalten. Einige würden es als zweckdienlich betrachten, das Gesetz des Christenthums hintanzusetzen, und Einige würden das Uebel, demselben zu gehorsamen, geringer betrachten als das Uebel, dasselbe zu übertreten. Einige würden dafür halten, daß das „besondere Unheil" die allgemeine Regel" überwäge, und Andere, daß die „allgemeine Regel" das „besondere Unheil" überwäge. Und was ist in diesem Wirrwarr der Meinungen die Richtschnur der Rechtlichkeit, oder wie ist dieselbe zu entdecken? Oder, ist das Rechtlichkeit, welches jeder einzelnen Person recht zu sein scheint? Oder gibt es so viele Arten der Wahrheit als es sich einander widersprechende Meinungen

gibt? — Ist dies die Einfältigkeit des Evangeliums? Ist das der Pfad auf welchem „Thoren nicht irren mögen?“

Dies sind die Grundsätze der Zweckdienlichkeit, aus welchem gefolgert wird, daß die Pflichten, welche dem Privatleben angehören, Bürger nicht betreffen. — Mich dünkt, es müsse dem redlichen Auge einleuchtend sein, daß dieselben sehr unbestimmt und dunkel sind. Wenig mehr scheint von Dr. Paley gethan worden zu sein, als deren Zweifelhaftigkeit dargestellt zu haben.

In Wahrheit, ich weiß nicht ob er besser zu Gunsten seines Grundsatzes argumentirt hat, als dagegen. Mir scheint es, daß er denselben als falsch erwiesen hat; denn ich achte nicht, daß irgend etwas als christliche Wahrheit gelten kann, wovon die Wahrheit nicht augenscheinlicher bewiesen werden kann. Aber was auch immer von dem Schluß gedacht werden mag, so wird der Leser sicherlich wahrnehmen, daß die ganze Frage in die äußerste Unbestimmtheit und Unentschiedenheit verwickelt sei; eine Unentschiedenheit und Unbestimmtheit, welche es schwer ist zu denken, daß das Christenthum je beabsichtigte, daß über die größte Frage praktischer Moralität gehangen werden sollte, worüber der Mensch zu entscheiden hat; die Frage, ob die Nachfolger Christi das Recht haben, einander zu vernichten. Daß ein solches Verfahren wie Krieg, unter irgend welchen Umständen, vom Christenthum gebilligt sei, mit dessen Grundsätzen es anerkannt unvereinbar ist, sollte deutlich erwiesen werden. Es sollte der geringsten Untersuchung einleuchtend sein. Es sollte nicht nothwendig sein, daß zu dessen Festsetzung eine kritische Untersuchung von Fragen stattfinden sollte, welche gemeine Menschen nicht verstehen, und über welche, wenn sie auch dieselben verstehen würden, sie dennoch nicht entscheiden könnten; und auf jeden Fall sollte eine solche Untersuchung nicht beendigt werden, wie man sieht, daß sie beendigt worden, in schwankender Unentschiedenheit—in „Zweifel,“ in Betreff welcher selbst die Sittenlehre keine bestimmte Erklärung liefert.“ Aber wenn diese Unentschiedenheit und Unbestimmtheit vorgebracht werden, um dem christlichen Zeugniß für Friede damit entgegen zu wirken; wenn es behauptet wird, daß solche nicht allein gegen jenes Zeugniß streiten, sondern daß sie dasselbe überwiegen und bei Seite setzen—so möchten wir von einem solchen Argument sagen, daß es nicht allein schwach, sondern nichtig sei; von einem solchen Schluß, daß er nicht allein falsch, sondern abgeschmackt sei.

Christliche Verpflichtung ist eine weit einfachere Sache als die spekulative Philosophie zu beweisen sucht, daß dieselbe sei; und allen denjenigen, welche annehmen, daß unsere Verhältnisse als Unterthanen die Verpflichtung christlicher Gesetze bei Seite setzen, möchten wir zur Ueberlegung empfehlen, daß weder der Gründer des Christenthums, noch seine Apostel einen solchen Unterschied machten. In Rücksicht auf Fragen von „besondern und allgemeinen Folgen,“ von „allgemeinen Vortheilen und besonderm Unheil,“ sind keine Spuren in ihren Worten oder Schriften zu finden. Die Moralität des Christenthums ist ein einfaches, der Fassungs-

kraft gemeiner Menschen angepaßtes System. Wäre es anders, was Nutze würde dasselbe bringen? Wenn die Philosophen bloß unsere Pflichten untersuchen könnten, und ihre Untersuchungen sich in Zweifel ohne Lösung endigten, wie könnten Menschen ohne Gelehrsamkeit und gelegene Zeit ihren Wandel ordnen? Mich dünkt in der That, es sei eine hinlängliche Einwendung gegen alle Theorieen wie die gegenwärtige, daß sie nicht für die Einfältigen passen. Wenn die gegenwärtige Theorie angenommen wird, so muß eine dieser zwei Wirkungen die Folge sein: der größte Theil der Gemeinheit muß für die Entdeckung seiner Pflichten dem Scharfsinn Anderer vertrauen, oder derselbe muß ganz und gar ohne irgend welche Kenntniß seiner Pflichten handeln.

Daß aber die friedsame Befehle der heiligen Schrift unter allen Lebensumständen, ob privat oder öffentlich, für uns gelten, scheint durch die Allgemeinheit christlicher Verpflichtung nothwendig gemacht zu sein. Die Sprache des Christenthums in Beziehung auf die Verpflichtung der Sittengesetze desselben, ist wesentlich diese: „Was ich aber euch sage, das sage ich Allen." Die friedsamen Satzungen unserer Religion sind also auf alle Menschen bindend; auf den König und auf einen Jeden, der ihm Rath ertheilt; auf jedes Mitglied der Gesetzgebung, auf einen jeden Beamten und Agenten, und auf jeden Privatmann. Wie kann daher das für die Gesammtheit der Menschen rechtmäßig sein, welches für jede Person unrechtmäßig ist? Wie, wenn Einer ungehorsam ist, kann seine Missethat Ungehorsam für Alle rechtmäßig machen? Wir behaupten noch mehr, und sagen, daß christliche Wohlthätigkeit fahren zu lassen als Unterthanen, und dieselbe als Personen beizubehalten, einfach unmöglich sei. Derjenige, welcher mit jener Unterwerfung der Gefühle und jener Allgemeinheit der Wohlthätigkeit begabt ist, vermöge welcher er beeinflußt ist, denjenigen Gutes zu thun, welche ihn hassen, kann nicht, ohne jene Gesinnungen aufzugeben, andere Menschen deßwegen erwürgen, daß sie öffentliche Feinde genannt werden.

Der ganze Standpunkt, daß die friedfertigen Befehle und Verbote der heiligen Schrift nicht für unsern Wandel als Unterthanen des Staats gelten, scheint daher ein Trugschluß zu sein. Einige der Argumente, welche vorgebracht werden denselben zu behaupten, setzen die Grundsätze christlicher Verpflichtung so leichtfertig bei Seite, nehmen so willkührlich an, daß indem Gehorsam schwierig sein mag, derselbe nicht gefordert werde, daß dieselben eher eine Entschuldigung des Unterschieds als eine Rechtfertigung desselben sind—und andere sind so kläglich unbestimmt und dunkel, die vorgeschlagenen Grundsätze so technisch, so unanwendbar auf den Zustand der Gesellschaft, und in der Wahrheit so untauglich um praktisch angewendet zu werden, daß es nicht glaubenswürdig ist, daß sie bestimmt waren, die Verpflichtung von Regeln aufzuheben, welche durch eine Offenbarung vom Himmel gegeben worden sind.

Der Ruf des Dr. Paley ist ein so großer, daß, indem er ein ganzes Capitel seiner Moralphilosophie „dem Krieg und den militärischen An-

stalten" gewidmet hat, es vielleicht in einer Untersuchung wie die gegenwärtige, erwartet wird, daß irgend welche Rücksicht auf seine Ansichten genommen werde, und diese Rücksicht nehme ich bereitwillig.

Das Capitel „über den Krieg" hebt auf diese Weise an:—„Indem die heilige Schrift Kriege, in Rücksicht auf was dieselben sind, als Verbrechen und Strafgerichte schildert, so sind einige Menschen zu dem Glauben bewogen worden, daß es unrechtmäßig für Christen sei, Waffen zu tragen. Aber man sollte eingedenk sein, daß es nothwendig für Personen sein mag, ihre Stärke zu vereinigen, und sich zu diesem Zweck einem gemeinsamen Willen zu unterwerfen; und dennoch mag es wahr sein, daß jener Wille oft von strafbaren Beweggründen angetrieben wird, und sich für verderbliche Zwecke entscheidet." Dies ist ein höchst merkwürdiger Abschnitt. Derselbe setzt auf einmal den ganzen Gegenstand der Untersuchung voraus, und ist eine in außerordentlich lockern Sprache gekleidete Voraussetzung.—„Es mag nothwendig für Personen sein, ihre Stärke zu vereinigen." Der Theetisch und das Gesellschaftszimmer haben uns häufig dasselbe gesagt; aber die Philosophie sollte uns belehren, wie die Nothwendigkeit bewiesen wird. Noch ist die Moral des Abschnitts strenger als die Philosophie desselben.—„Kriege sind Verbrechen," und werden oft aus strafbaren Beweggründen unternommen, und für „verderbliche Zwecke geführt;" dennoch mag es „nothwendig sein," daß Christen Helfershelfer und Mitschuldige an diesen Zwecken, Beweggründen und Verbrechen werden!

Paley geht weiter und sagt, daß der Soldatenstand*) nirgends im Neuem Testament verboten oder mißbilligt sei; und er beruft sich auf den Fall Johannis des Täufers, des römischen Hauptmannes, und des Cornelius; und mit diesem beendigt er alle Untersuchung von Christlichem Zeugniß über den Gegenstand, nachdem er weniger als eine Seite der uns vorliegenden Auflage dazu verwendet hat.

Diese Argumente werden alle von der Schweigsamkeit des Neuen Testaments hergeleitet, und auf alle auf diese Sweigsamkeit gegründete Argumente, kann Niemand eine bessere Antwort geben, als er selbst. In Erwiederung auf die Vertheidigungen, vermöge welcher die Fürsprecher der Sclaverei dieselbe versuchen zu rechtfertigen, erwähnt er dessen, welches dieselben aus der Schweigsamkeit des Neuen Tstaments in Betreff derselben vorbringen. Er sagt: Es wird vorgeschützt, daß die „Sclaverei ein Theil der bürgerlichen Einrichtungen der meisten Länder war, als das Christenthum seine Erscheinung machte; daß aber keine Stelle in der heiligen Schrift zu finden sei, wodurch dieselbe mißbilligt werde oder verboten sei." „Dies," erwiedert er, „ist wahr; denn das Christen-

*) Ich weis nicht warum der „Soldatenstand" für den einfachen Ausdruck Krieg unterschoben ist. Dr. Paley sagt nicht, daß der Krieg nirgends verboten oder mißbilligt sei, welchen Tadel oder Verbot es leicht gewesen wäre auszusprechen, ohne auch nur des „Soldatenstandes" zu erwähnen. Ich will nicht sagen, daß seine Sprache einen Mangel an Aufrichtigkeit folgert, aber es ist gewißlich leichter zu beweisen, daß der Soldatenstand nirgends verboten sei, als daß der Krieg nirgends verboten sei.

thum, um Zugang unter allen Völkern der Erde ansuchend, vermied, wie es demselben geziemte, sich in die bürgerlichen Einrichtungen irgend welcher derselben zu mischen. Aber folgt es aus der Schweigsamkeit der Schrift in Betreff derselben, daß all die bürgerlichen Einrichtungen, welche damals vorherrschten, recht waren, oder daß die schlechten nicht für bessere vertauscht werden sollten?" Ich bitte den Leser diese Beweisführung auf Paley's eigene Argumente zu Gunsten des Krieges aus der Schweigsamkeit der Schrift, anzuwenden. Wie kommt es, daß er sich nicht selbst derselben erinnert?

Nun finde ich mich gezwungen zu bemerken, daß in der Erörterung der Rechtmäßigkeit des Krieges, Dr. Paley von seinen erklärten Grundsätzen der Entscheidung und seinem gewöhnlichen Gebrauch abgewichen ist. Seine erklärten Grundsätze sind diese: daß man zu der Entdeckung des „Willens Gottes, welches die ganze Sache der Moralität ausmache," dadurch gelange, daß man sich zuvörderst auf „seine ausdrücklichen Erklärungen, wenn solche zu haben seien, beziehe, und daß solche in der heiligen Schrift gesucht werden müssen."—Hat er nach diesen Erklärungen gesucht? Hat er nach: „Widerstrebet nicht dem Uebel," oder nach: „Liebet eure Feinde," oder nach: „Stecke dein Schwert in die Scheide," oder nach: „Die Waffen unserer Ritterschaft sind nicht fleischlich," oder nach: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt," gesucht? Er hat nach keinen derselben gesucht; er hat keine derselben geprüft, und keiner derselben erwähnt. Ferner ist es seinen erklärten Grundsätzen gemäß, daß *wenn die uns gegebenen Unterweisungen zweifelhaft sind, so sollen wir suchen dieselben aus dem zu erklären, was wir aus unseres Meisters allgemeinen Neigungen und Absichten schließen können.* Hat er seine eigene Regel befolgt? Hat er gesucht nach dieser allgemeinen Neigung zu schließen, und diese allgemeinen Absichten zu prüfen? Er hat derselben ganz und gar nicht erwähnt. Diese Uebergehung, sagen wir, ist seinem gewöhnlichen Gebrauch zuwider. In Betreff anderer Gegenstände, hat er sich fleißig an die heilige Schrift zur Entscheidung der Wahrheit gewendet. Er hat nicht allein deren direktes Zeugniß untersucht, sondern auch das Zeugniß, welches dieselbe durch Herleitung und Folgerung gewährt—das aus deren allgemeinen Tendenz entstehendes Zeugniß. Selbstmord ist nirgends im Neuen Testament mißbilligt; und dennoch mißbilligt Paley denselben; und wie? Er forscht in dem heiligen Buch, und kommt durch Folgerung und Herleitung zu dem Schlusse, daß Selbstmord nicht vom Christenthum gebilligt sei. Er sagt, daß Geduld im Leiden als eine wichtige Pflicht eingeschärft sei; und daß die Empfehlung der Geduld, die Ungesetzmäßigkeit von Selbstmord, um aus dem Leiden zu kommen, folgern. Dies ist eine richtige Schlußfolge; aber er wendet dieselbe nicht an in der Untersuchung des Krieges. Hätte er nicht sehen können, daß die Einschärfung von Friedfertigkeit ein so gutes Argument gegen die Rechtmäßigkeit des Krieges aufstellt, als die Einschärfung von Geduld gegen die Gesetzmäßig-

keit von Selbstmord liefert? Er hätte dies gewiß thun können, und warum hat er es nicht gethan? Warum hat er es mit Stillschweigen übergangen?

Ich muß meine Ueberzeugung bekennen, daß er nicht willig war, den Gegenstand nach christlichen Grundsätzen zu erörtern; daß er sich entschlossen hatte, den Krieg mit dem Christenthum in Einklang zu bringen; und voraussehend, daß dessen „ausdrückliche Erklärungen" und „allgemeine Absichten" demselben entgegen sind, so vermied er denselben auf irgend eine Weise zu erwähnen. So viel wenigstens ist gewiß, daß er in der Erörterung der Rechtmäßigkeit des Krieges, sowohl seine erklärten Grundsätze als seine damit übereinstimmende Praxis verlassen hat. Es gibt sich in seinem Capitel „Ueber den Krieg," mir wenigstens, ein Schein großer Unschlüssigkeit kund, entstehend aus dem Kampf zwischen christlicher Wahrheit und der Macht der Gewohnheit—zwischen dem Bewußtsein, daß der Krieg „unvereinbar mit unserer Religion sei, und dem Verlangen denselben nach Grundsätzen der Zweckdienlichkeit zu vertheidigen. Das ganze Capitel ist durch eine außerordentliche Lockerheit beides der Beweisführung und der Grundsätze charakterisirt.

Nachdem die Haltbarkeit des Krieges bewiesen, oder vorausgesetzt wurde, in der Weise, welche wir dargelegt haben, so gibt Dr. Paley die Veranlassung an, nach welchen er entscheidet, daß der Krieg zu rechtfertigen sei. „Der Zweck gerechter Kriege," sagt er, „ist Vorsicht, Schutz, oder Genugthuung."—„Jeder gerechte Krieg setzt ein verübtes, versuchtes, oder gefürchtetes Unrecht voraus."

Ich muß bekennen, daß wenn diese „Veranlassungen" zu rechtfertigende Beweggründe zum Kriegführen gewähren, ich wenig Zweck darin sehe, über die Moralität des Gegenstandes zu sprechen. Es wäre klüger gewesen, wenn man die Grundsätze des Christenthums außer Acht gelassen und dieselben unbeachtet übergangen hätte, als denselben Grundsätze wie diese anzuhängen. Es ist umsonst über moralische Verpflichtungen zu handeln, wenn man die Freiheit hat, Krieg zu erklären, so oft man ein „Unrecht befürchtet." Ein Unrecht, ohne Schranken in Bezug auf dessen Bedeutung! Eine Furcht, ohne Bedingung in Bezug auf deren Billigkeit! Die Richter der Billigkeit der Furcht, sollen ebenfalls diejenigen sein, welche unter deren Einfluß sind; und wer ist so wahrscheinlich unrecht zu urtheilen, als diejenigen, welche sich fürchten? Gesundere Philosophie als diese hat uns gelehrt, daß „derjenige, welcher in Betreff seiner Pflicht zu urtheilen hat, wenn sich die Versuchung dieselbe zu übertreten darbietet, beinahe gewiß unrichtig in Betreff derselben urtheilt." Die Nothwendigkeit für diese ungelegene Beweisführung, und die Gestattung derselben, gehören zu den Haupteinwendungen gegen die Philosophie Paley's. Dieselbe lehrt uns, daß man die Gesetze Gottes bei Seite setzen mag, wenn man solches als „Zweckdienlichkeit" betrachtet; und man hat über diese Zweckdienlichkeit zu urtheilen, wenn die Versuchung jene Gesetze zu über-

treten sich darbietet! Gestattet das Christenthum, daß die Rechtmäßigkeit der Menschenvernichtung nach Grundsätzen wie diese entschieden werde?

Gewaltthätigkeit, Raub und Ehrgeiz werden nicht durch eine Moral wie diese im Zaum gehalten. Dieselbe mag zu einem spekulativen Forschen dienen; aber wir wagen es zu behaupten, daß die Menschheit niemals dadurch in schranken gehalten wird. Regeln für die Moral sind nutzlos, wenn sie, zu Folge ihrer eigenen Natur, nicht angewendet werden können, noch angewendet werden. Wer glaubt, daß wenn Könige und Eroberer streiten, wenn sie Furcht haben, sie nicht streiten würden, wenn sie solche nicht haben? Diese Moralität gestattet zu viel Spielraum für die Leidenschaften, um irgend welche praktische Beschränkung derselben zu behaupten. Und eine Moralität, die nicht geübt wird, ich hätte beinahe gesagt, die nicht geübt werden kann, ist eine nutzlose. Sie ist eine bloße Theorie der Moral. Man verlangt eine klarere und bestimmtere Richtschnur, man verlangt mehr einleuchtende und unmittelbare Bestätigungen. Es wäre umsonst für einen Philosophen, einem von Ruhm entbrannten General zu sagen: „Du hast die Freiheit, dich in Krieg einzulassen, vorausgesetzt, daß du ein Unrecht gelitten hast, oder befürchtest ein solches zu leiden; andernfalls verbietet das Christenthum denselben." Er wird ihm von zwanzig Beschädigungen, welche er gelitten, erzählen, von einhundert, welche gegen ihn versucht worden, und von zehntausend, welche er befürchtet. Und welche Antwort kann der Philosoph ihm ertheilen?

Ich erachte, daß Dr. Paley, in einem andern und spätern Werk, triftigere Argumente zu Gunsten des Friedens geliefert hat, als seine Moralphilosophie zu Gunsten des Krieges liefert. In seinen „Zeugnissen für das Christenthum" findet man folgende Bemerkungen:—„Die zwei folgenden Sätze scheinen mir hinlänglich bewiesen zu sein: Erstens, daß das Evangelium einige Eigenschaften übergeht, welche sich häufig das Lob und die Bewunderung der Menschheit erworben haben, welche aber in Wirklichkeit und in ihren allgemeinen Folgen der menschlichen Glückseligkeit nachtheilig gewesen sind; zweitens, daß das Evangelium einige Tugenden hervorgebracht hat, welche den höchsten inneren Werth besitzen, welche aber häufig übersehen und getadelt worden sind.—Der zweite dieser Sätze wird durch Beispiele von leidendem Muth oder geduldigem Leiden, Geduld unter Beleidigungen und Beschädigungen, Demuth, Duldsamkeit, Versöhnlichkeit, bewährt. Die Wahrheit ist, es gibt zwei einander entgegengesetzte Arten Chraraktere, unter welche die Menschheit im allgemeinen classificirt werden mag. Der eine besitzt Energie, Standhaftigkeit, Entschlossenheit, ist kühn und thätig, lebhaft in seinen Empfindungen, eifersüchtig auf seinen Ruhm, brünstig in seiner Anhänglichkeit, unbiegsam in seinen Vorsätzen und gewaltsam in seinem Unwillen. Der andere ist sanftmüthig, willfährig, nachgiebig, verzeihend, nicht rasch im Handeln, sondern willig zu leiden, schweigend und gelind unter Grobheiten und Beleidigungen, um Versöhnung bittend wo andere Genugthuung fordern würden, den Stößen der Unverschämtheit nachgebend,

einräumend und nachsichtig gegen die Vorurtheile, die Querköpfigkeit, die Halsstarrigkeit derjenigen, mit welchen er Umgang hat.—Der erstere dieser Charaktere ist der Günstling der Welt, und ist solcher immer gewesen.—Dennoch hat es sich so zugetragen, daß mit dem Gründer des Christenthums, der letztere der Gegenstand seiner Empfehlung, seiner Vorschriften, seines Beispiels geworden ist; und daß der erstere dies in keinem Theil seiner Handlungsweise ist. Diese Moralität beweist wenigstens, daß keine zwei Dinge mehr verschieden sein können, als der Charakter der Heldenmuth und der des Christenthums. Nun ist es im Widerspruch gegen die ersten Eindrücke, gegen die öffentliche Meinung, gegen die Lobreden von Rednern und Dichtern, und selbst gegen den Beifall von Geschichtschreibern und Sittenlehrern bewiesen, daß der letztere Charakter den meisten wirklichen Werth hat, weil er entweder am schwierigsten zu erlangen oder zu behaupten ist, und weil er am meisten zum Glück und der Ruhe des gesellschaftlichen Lebens beiträgt.—Wenn diese Gesinnung allgemein wäre, so ist es klar, daß die Welt eine Gesellschaft von Freunden sein würde; während, wenn die andere Gesinnung allgemein wäre, dieselbe eine Scene allgemeinen Streits hervorrufen würde. Die Welt würde nicht im Stande sein, dem Einfluß eines solchen Geschlechts von Menschen zu wehren. Wenn, was der Fall ist, diese Gesinnung eine nur theilweise ist; wenn einige unter der Menge von derselben angetrieben werden, während diese selbst dies nicht wird, so verhütet, mäßigt und beendigt dieselbe, in irgend welchem Grade, in welchem sie obwaltet, Streitigkeiten, die großen Störer menschlicher Glückseligkeit, und die große Quelle menschlichen Elends, insofern als der Menschen Glückseligkeit von ihnen selbst abhängig ist. Der Vorzug des geduldigen Charakters vor dem Heldenmüthigen, dessen wir hier erwähnt haben, ist eine Eigenthümlichkeit der christlichen Einrichtung, welche ich als einen Beweisgrund für die Weisheit vorschlage."

Dies sind die Gesinnungen des Dr. Paleys über diese wichtige Charakteristik der christlichen Moral. Ich erachte, daß sie in ihrem deutlichen, buchstäblichen und unverfälschten Sinn die Möglichkeit der Rechtmäßigkeit des Krieges ausschließen. Der einfache aus demselben zu ziehende Schluß ist, daß Gewaltthätigkeit, Verwüstung und Menschenvernichtung nicht in Verbindung mit dem Charakter eines Christen bestehen können. Dies würde der Schluß eines Bewohners irgend einer entlegenen und friedsamen Insel sein, wo der Krieg und das Christenthum gleich unbekannt wären. Wenn er diese Erklärungen der christlichen Pflichten lesen würde, und es würde ihm nachher gesagt, daß wir es als erlaubt erachteten, einander zu plündern und zu ermorden, so würde er in Erstaunen vor dem gräßlichen Widerspruch stutzen. Die Casuistik (Entscheidung der Gewissensfragen) mag ihre „Unterscheidungen" machen, und die Philosophie mag über ihre „Zweckdienlichkeit" sprechen, aber der gräßliche Widerspruch bleibt. Aber was ist die Thatsache? Mahomedaner und Heiden glau-

ben nicht, daß unsere Religion Krieg gestatte. Sie werfen uns die Ungereimtheit vor. Unsere Kriege sind ihnen ein Aergerniß und Hohn. „Ihr predigt uns," sagen sie, „vom Christenthum, und wollt uns zu eurem Glauben bekehren; bekehret euch zuerst selbst; beweist daß ihr selbst diesen Glauben habt." Nein, die Juden an unsern Thüren sagen uns, daß unsere Kriege ein Zeugniß seien, daß der Friedensfürst noch nicht gekommen sei. Sie bringen die Gewaltthaten von Christen als Beweis vor, daß Christus ein Betrüger war. Auf diese Weise verursachen wir, daß der „Weg der Wahrheit verlästert wird." Auf diese Weise sind wir, welche der Welt Helfer sein sollten, deren Stein des Anstoßens und Schande. Wir, die ein Licht derjenigen sein sollten, welche in Finsterniß sitzen, veranlassen dieselben jene Finsterniß stets zu lieben. Wohl mag sich der Christ dieser Dinge schämen; wohl mag er sich des Rufs seiner Religion schämen; und er mag sich ebenfalls des verehrten Vertheidigers des christlichen Glaubens schämen, der als Fürsprecher des Blutvergießens auftritt; der die Sophismen der Schulen verfeinert; der über die Felder der Spekulation schweift, um Argumente zu finden, uns zu überzeugen, daß wir einander ermorden mögen. Dies ist „der Welt Weisheit;" jene Weisheit, welche ausdrücklich „Thorheit" ist.

Wir haben gesehen, daß der Grundsatz, nach welchem Dr. Paley's Moralphilosophie entscheidet, daß der Krieg rechmäßig sei, der ist: daß er zweckdienlich sei. Ich weiß nicht, wie dies Argument mit einigen der Darstellungen der „Zeugnisse für das Christenthum" übereinstimmt. Es wird uns gesagt, daß der wehrlose Charakter den „höchsten inneren und den meisten wirklichen Werth hat;" daß derselbe die „großen Störungen menschlicher Glückseligkeit verhüte," und die „großen Quellen menschlichen Elends zerstöre," und am „meisten zum Glück und der Ruhe des gesellschaftlichen Lebens beiträge." Und in was besteht dann die Zweckdienlichkeit, wenn der wehrlose Charakter nicht zweckdienlich ist? Dr. Paley sagt ferner, in Bezug auf das unermeßliche Unheil und Blutvergießen, welche aus einer Verletzung christlicher Pflicht entstehen: „Wir sagen nicht, daß kein Uebel dies übertreffen, noch irgend ein möglicher Vortheil dasselbe vergüten kann, aber wir sagen, daß ein Schaden, welcher Alle betrifft, kaum dem gemeinen Schatz menschlicher Glückseligkeit ersetzt werden kann, durch irgend einen Nutzen, welcher für eine einzelne Nation erlangt werden kann." Und ist nicht daher die Verletzung dieser Pflicht unzweckmäßig, sowohl als strafbar? Wiederum sagt er, der kriegerische Charakter sei, „in seinen allgemeinen Folgen, der menschlichen Glückseligkeit nachtheilig,"—und deßhalb muß derselbe sicherlich unzweckmäßig sein.

Der Fürsprecher des Krieges hat in der Fülle seiner Vertheidigungspunkte (oder wegen Mangel an denselben) zu dem Folgenden Zuflucht genommen:—Daß, indem eine größere Zahl männliche als weibliche Kinder in die Welt gebracht werden, so sei Krieg eine Verordnung der Vorsehung, um die Ungleichheit auszugleichen; und ein oder zwei Sittenlehrer sind

einen Schritt weiter gegangen, und haben uns gesagt, nicht daß der Krieg bestimmt sei, das Uebermaß wegzuschaffen, sondern daß ein Uebermaß geboren werde, um Opfer für die Schlächtereien desselben zu liefern. Schrecklich! Wird uns gesagt, daß Gott zu viele vernünftige Geschöpfe in die Welt bringe, und daß er deßhalb des Krieges bedarf, um dieselben zu vernichten? Hat er keine andere Mittel, das Verhältniß zwischen den Geschlechtern abzugleichen, als durch ein System, welches die Offenbarung, welche er gegeben, und die Pflichten, welche er auferlegt hat, verletzt? Oder, was noch schrecklicher ist—wird uns gesagt, daß er ein Uebermaß eines der Geschlechter erschaffen hat, zu dem Zweck, daß dasselbe sich gegenseitig ungestraft vernichten möge. Dies Argument ist gewiß hinlänglich dreist: —Ich befürchte, es ist mehr als hinlänglich gottlos. Aber, o weh! für das Argument. Es ergibt sich höchst unglücklich für dasselbe, daß obschon eine größere Zahl des männlichen als des weiblichen Geschlechts geboren wird, dennoch das weibliche, zufolge der größeren Sterblichkeit des ersteren, lange bevor die Geschlechter zu Reife kommen, das Uebergewicht hat. Wie Schade—daß gerade als die jungen Männer alt genug geworden sind, einander umzubringen, es entdeckt wird, daß es nicht zu viele derselben gibt, um friedlich am Leben zu bleiben! Laß alsdann den Grundsatz beibehalten und darnach gehandelt werden; und indem wir nun ein Uebermaß von Weibsvolk haben, so laßt uns eine Kriegsmacht von Fruenzimmern aussenden, damit der Ueberfluß derselben durch das verordnete Mittel abgeästet werden möge. Aber wahrlich es ist Zeit, daß der Fürsprecher des Krieges Argumente wie diese fahren läßt. Es sagt wenig zu Gunsten irgend einer Sache, daß die Fürsprecher derselben zu solchen elenden Ausflüchten ihre Zuflucht nehmen.

Die Obrigkeit „trägt das Schwert nicht umsonst, sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses thut." Aus dieser Anerkennung der Rechtmäßigkeit von Zwang durch Strafen, von Seiten der obrigkeitlichen Gewalt, ist ein Argument zu Gunsten des Krieges vorgebracht worden. Es wird gesagt, daß durch eine Gleichheit von Beweisgründen, Zwang durch Strafen zur Unterdrückung von Gewaltthaten, welche sich eine Nation gegen eine andere erlaube, ebenfalls rechtmäßig sei.

Einige Menschen reden als hätten die Grundsätze, welche wir behaupten, die Tendenz alle Ordnung und Obrigkeit umzukehren. Man fragt uns: Soll die obrigkeitliche Gewalt die Hände in den Schooß legen und zusehen, daß gesetzlose Gewaltthätigkeit das Land verheere? Soll der ganze Bau der menschlichen Gesellschaft aufgelöst werden?

Wir Antworten, Nein; und was auch immer diese Menschen ihre Schrecken zu verdanken haben, dieselben sind uns oder unsern Grundsätzen nicht zuzurechnen. Um auch nur ein scheinbares Argument zu Gunsten des Krieges aus den Worten: „Eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses thut," herzuleiten, ist es einleuchtend nothwendig zu beweisen, daß es uns gestattet sei, ihm das Leben zu nehmen. Und das Recht einen Missethäter hinzurichten, muß, wenn es auf irgend eine Weise

bewiesen werden kann, entweder aus einer ausdrücklichen Erlaubniß der heiligen Schrift bewiesen werden; oder, angenommen, daß das Christenthum keine Entscheidung, weder bestimmt noch unbestimmt, in der Sache gibt, so muß es aus einer Nothwendigkeit bewiesen werden welche keine Wahl kennt. Nun weiß Jedermann, daß diese ausdrückliche Erlaubniß, die Todesstrafe anzuwenden, nicht zu finden ist; und in Bezug auf die Frage der nothwendigkeit derselben, fragen wir für jenes Zeugniß, welches allein dieselbe entscheiden kann — das Zeugniß der Erfahrung; und dies Zeugniß hat der Fürsprecher des Krieges noch nie vorgebracht, und kann es nicht vorbringen. Und es wird uns vielleicht nicht widersprochen, wenn wir sagen, daß jener Grad von Zeugniß, den die Erfahrung gewährt hat, eher zu unserm Besten als gegen uns ist.

Aber einige Personen hegen die Meinung, daß im Fall von Mord wenigstens eine Art unveränderliche Nothwendigkeit obwalte, den Missethäter am Leben zu strafen. „Wer Menschen Blut vergießet, deß Blut soll auch durch Menschen vergossen werden." Wenn irgend Jemand auf dieser Regel gegen uns besteht, so antworten wir, daß dieselbe keine Regel des Christenthums sei; und wenn die Nothwendigkeit, Blut für Blut zu fordern, ein ewiger Grundsatz der vergeltenden Gerechtigkeit ist, wie hat es sich denn ereignet, daß in dem ersten Fall in welchem Mord begangen wurde, der Mörder nicht hingerichtet wurde?

Der Philosoph möchte jedoch beweisen, was der Christ nicht kann; und Mably sagt demgemäß: „Im Naturzustand habe ich das Recht, das Leben deßjenigen zu nehmen, der seinen Arm gegen den meinigen erhebt. Dies Recht überliefere ich der Obrigkeit, wenn ich in die Gesellschaft eintrete." Wenn man die Wahrheit des ersten Satzes einräumt (was wir nicht thun), so ist der sich aus demselben ergebende Schluß ein zu nichtiges Trugschlusses, daß man es seiner Bemerkung würdige. Indem es uns aber also gesagt wird, daß der Staat ein Recht habe zu tödten, so werden wir zunächst von Filangieri berichtet, daß der Missethäter kein Recht habe zu leben. Er sagt: „Wenn ich ein Recht habe, einen andern Menschen zu tödten, so hat derselbe sein Recht auf sein Leben verwirkt." Rousseau geht ein wenig weiter. Er sagt uns, das Leben sei, dem „gesellschaftlichen Vertrag" zu Folge, den man mit dem Souverain eingehe, wenn man in die Gesellschaft eintrete, eine „bedingte Bewilligung des Staats;" so daß man sein Leben, wie es scheint, bloß als ein „Pächter auf willkürlichen Widerruf" hält, und dasselbe dessen Eigenthümer, dem Staat, so oft er dasselbe verlangt, aufgeben muß. Der Leser hat vielleicht bisher gedacht, daß er sein Haupt kraft irgend einer andern Besitzart halte.

Indem also das Recht, den Missethäter am Leben zu strafen, bewiesen ist, so zeigt Mably wie die Ausübung dieser Strafe zweckmäßig werde. „Ein Mörder," sagt er, „meint, er füge seinem Feind, indem er ihn des Lebens beraube, das größt möglichste Uebel zu. Der Tod ist

also, in dem Dafürhalten des Mörders, das größte aller Uebel. Vermittelst der Todesfurcht müssen deßhalb die Ausschweifungen des Hasses und der Rachgier im Zaum gehalten werden." Wenn tollere Sprache als diese vorgetragen werden kann, so erachte ich Rousseau bediene sich derselben. Er sagt: „Die Erhaltung beider Parteien (des Missethäters und des Staats) ist unverträglich; die eine oder die andere muß zu Grunde gehen." Wie es sich zutragen kann, daß eine Nation zu Grunde gehen muß, wenn ein Verbrecher nicht gehängt wird, wird, wie ich vermuthe, der Leser nicht wissen.

Ich habe auf diese Spekulationen zu dem Zweck angespielt, um zu zeigen, daß das Recht, Missethäter hinzurichten, nicht so leicht bewiesen werden kann. Philosophen würden kaum zu diesen metaphysischen Abstractionen Zuflucht genommen haben, hätten sie eine leichtere Methode gekannt, das besagte Recht zu bestätigen. Doch selbst die Philosophie räumt uns Manches ein:—„Unbedingte Nothwendigkeit allein," sagt Pastoret, „kann die Todesstrafe rechtfertigen;" und Rousseau selbst gesteht, daß „man kein Recht habe, irgend welche hinzurichten, selbst um ein Beispiel aufzustellen, als solche, denen man nicht ohne Gefahr gestatten kann zu leben." Beccaria beschränkt das Recht auf zwei besondere Fälle, in welchem, "wenn eine Person, obschon ihrer Freiheit beraubt, dennoch in einem solchen Ruf steht und solche Verbindungen hat, die die Sicherheit der Nation gefährden mögen, oder, durch ihr Dasein wahrscheinlich eine gefährliche Revolution gegen die festgesetzte Regierungsform hervorrufen würde—so muß dieselbe sicherlich sterben." Es ist vielleicht nicht nothwendig für uns auszudeuten, warum, in solchen vorausgesetzten Fällen, der Gefangene nicht sollte hingerichtet werden, indem ich glaube, die Philosophie wird es schwierig finden, nach einigen ihrer eigenen Grundsätze, dessen Vernichtung zu rechtfertigen. Denn Dr. Paley entscheidet, daß wenn Jemand erachte, es obwalten große Beschwerden in der bestehenden Regierung, und daß er denselben, dadurch daß er sich an die Spitze einer Empörung stelle, abhelfen können, ohne größere Uebel durch die Rebellion als Nutzen durch deren Erfolg zu verursachen—so sei es seine Pflicht sich zu empören. Der Gefangene, den Beccaria voraussetzt, mag, wie sich vermuthen läßt, also gedacht haben; und dies zwar mit Recht, denn die Größe seines Rufs, seine Verbindungen und sein Erfolg dienen als Vorwand, ihn hinzurichten; und wir müssen es deßhalb denjenigen, welche sich mit solchen Spekulationen abgeben, überlassen, in Betrachtung zu ziehen, wie es für einen Menschen recht sein kann, sich an die Spitze einer Revolution zu stellen, während es für einen andern recht ist ihn zu hängen, um dies zu thun.

Was beweist also die Rechtmäßigkeit von Zwang durch Strafen, von Seiten der Obrigkeit, in Bezug auf die Frage der Rechtmäßigkeit des Krieges? Wenn die Todesstrafe nie angewendet worden wäre, was würde sie beweisen? Offenbar nichts. Wenn die Todesstrafe nicht als haltbar erwiesen werden kann, was beweist sie? Offenbar nichts;

denn eine unberechtigte Vernichtung von menschlichem Leben am Galgen, kann nicht eine andere unberechtigte Vernichtung auf dem Schlachtfelde rechtfertigen.

Vielleicht werden einige derjenigen, welche bisher willig gewesen, uns ihre ruhige Aufmerksamkeit zu schenken, geneigt sein, uns dieselbe zu entziehen, wenn sie erfahren, daß wir die Unrechtmäßigkeit des Vertheidigungskrieges unzweideutig behaupten. Aber daran ist nichts gelegen. Meine Sache ist mit dem, was mir Wahrheit zu sein scheint. Wenn die Wahrheit uns überrascht, so kann ich nichts dafür — sie bleibt stets die Wahrheit.

In Bezug auf die Frage des Vertheidigungskrieges, möchte ich den Leser bitten eingedenk zu sein, daß jedes Gefühl seiner Natur gegen uns eingenommen ist; und, dies wissend, möchte ich ihn bitten, den Einfluß jener Gefühle so weit von seinem Gemüthe zu entfernen als ihm dies möglich ist. Dies wird er thun, wenn er aufrichtig in Erforschung der Wahrheit ist. Es ist nicht nothwendig zu verhehlen, daß die Grundsätze, welche wir behaupten, zuweilen die Aufopferung unserer scheinbaren Interessen erheischen; solche Opfer hat das Christenthum gepflegt zu fordern; sie sind der Prüfstein unserer Treue; und ich glaube es gibt einige unter denjenigen, welche ich anrede, welche, wenn sie versichert werden können, daß man die Sprache des Christenthums redet, keinen andern Beweggrund zum Gehorsam bedürfen.

Die Rechtmäßigkeit des Vertheidigungskrieges wird gewöhnlich auf das Recht der Selbstvertheidigung beschränkt. Dies ist einer der festen Plätze des Vertheidigers des Krieges, die beinahe letzte Festung, nach der er sich zurückzieht. Der Trieb der Selbsterhaltung, sagt man, sei ein Naturtrieb; und indem uns dieser Trieb von Gott eingeprägt sei, so sei auch, was immer zur Selbsterhaltung nothwendig sei, mit seinem Willen übereinstimmend. Dies hat einen guten Schein, ist aber, wie manche andere scheinbare Argumente, richtig in seinen Vordersätzen, aber, wie ich erachte, falsch in seinen Folgerungen. Daß der Trieb zur Selbsterhaltung ein Naturtrieb sei, ist klar — daß man deßhalb, daß derselbe ein Naturtrieb sei, ein Recht habe, andere Menschen zu tödten, ist nicht klar.

Der Trugschluß des ganzen Arguments scheint darin zu bestehen, — daß dasselbe voraussetzt, daß ein Naturtrieb ein Gesetz der höchsten Autorität sei. Gott hat dem menschlichen System verschiedene Neigungen und Triebe eingeprägt, deren Zweck ein weiser ist. Diese Neigungen haben in ihrer eigenen Natur einen Hang zum Mißbrauch, und wenn im Uebermaß befriedigt und befolgt, so werden sie dem Zweck der Weisheit, welche sie eingeprägt hat, umgekehrt, und der Wohlfahrt der Menschheit verderblich. Er hat deßhalb ein höheres Gesetz eingeführt, und dasselbe durch seine unmittelbare Autorität bestätigt. Nach diesem Gesetz, wird es von uns verlangt, unsere Neigungen zu ordnen. Die Frage ist daher nicht, ob der Trieb zur Selbsterhaltung unserer Natur eingeprägt

sei, sondern ob das Christenthum der Wirksamkeit desselben Schranken gesetzt habe. Nach diesem, und diesem allein, ist die Frage zu entscheiden. Nun derjenige, der sich die Mühe gibt, die Untersuchung anzustellen, wird finden, daß die Regulirung der Naturtriebe, und die Beschränkung der Ausübung derselben, ein hervorragender Zweck der christlichen Moral ausmachen; und ich erachte, es sei deutlich, daß diese Regulirung und Beschränkung auf den besagten Trieb (zur Selbsterhaltung) anwendbar sind. Daß einige dieser Neigungen in Schranken gehalten werden sollen, ist gewiß. Einer der mächtigsten Triebe unserer Natur, ist ein Gefühl gegen welches die regulirenden Vorschriften des Christenthums besonders gerichtet sind. Ich behaupte nicht, daß irgend ein Naturtrieb ausgerottet werden sollte, sondern daß dieselben alle geordnet und in Schranken gehalten werden sollten; und dies behaupte ich in Bezug auf den Trieb zur Selbsterhaltung.

Die Feststellung dieses Satzes ist, in der That, der große Zweck der gegenwärtigen Untersuchung. Was sind die Gesinnungen und Handlungen, wozu der Trieb zur Selbsterhaltung anreizt, als Handlungen und Gesinnungen, welche das Christenthum verbietet? Dieselben sind Nichtschonung, Widerstand und Wiedervergeltung von Beschädigungen. Die Wahrheit ist, es ist Vertheidigung, gegen welche die friedsamen Vorschriften des Christenthums gerichtet sind. Angriff scheint nicht einmal gedacht worden zu sein. Es heißt: — „Widerstrebet nicht dem Uebel;" — „Ueberwinde das Böse mit Gutem;" — „Thut wohl denen, die euch hassen;" — „Liebet eure Feinde;" — „Vergelte nicht Böses mit Bösem;" — „So dir Jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar." Alles dies setzt vorläufigen Angriff, Beleidigung, oder Gewaltthätigkeit voraus; und es ist in solchen Fällen, daß Geduld eingeschärft wird.

„Der Hauptzweck derjenigen," sagt ein einsichtsvoller Autor, „welche zu Gunsten des Vertheidigungskrieges argumentiren, ist auf die Leidenschaften gerichtet;" und demgemäß, wird ohne Zweifel der Fall eines Meuchelmörders gegen mich vorgebracht werden. Ich werde gefragt: Angenommen, ein Räuber bricht in dein Haus ein, und stürzt mit ausgerecktem Arm in dein Zimmer hinein, dich zu ermorden, glaubst du nicht, das Christenthum gestatte dir ihn zu tödten? Dies ist die letzte Zuflucht der Vertheidigungssache; und meine Antwort ist ausdrücklich: ich glaube es nicht.

Ich habe diese äußerst mögliche Extremität angeführt, indem ich willig bin Einwendungen jeder Art zu begegnen, und indem ich, dadurch daß ich einen solchen extremen Fall melde, der durch all unsre Vorurtheile und Triebe Geltung hat, wenigstens beweisen möchte, daß ich denjenigen, welche verschiedener Meinung von mir sein mögen, eine unparteiische, eine freimüthige und eine aufrichtige Anerkennung all der Folgen meiner Grundsätze zugestehe. Ich möchte aber auch dieselbe Aufrichtigkeit von dem Leser erbitten, und ihn erinnern, daß wenn dieselben nicht im Stand wären diese Probe auszuhalten, so würde der Fall des Räubers wenig praktische Be-

ziehung auf den Krieg haben. Ich erinnere ihn an dies, nicht darum, daß ich zweifle ob unsre Grundsätze bewiesen werden können, sondern darum, daß, sollte er denken ich habe sie in diesem Fall nicht bewiesen, er dennoch eingedenk sein soll, daß wenig Kriege als rechtmäßig erwiesen werden können. Von den Kriegen, welche geführt werden, sind einige einfach Angriffskriege; andere haben die Aufrechthaltung des politischen Gleichgewichts zum Zweck; wiederum andere werden zur Behauptung technischer Rechte geführt, und einige, ohne Zweifel, um feindliche Einfälle zurückzutreiben. Die letzten sind vielleich die wenigsten; und von diesen allein kann es gesagt werden, daß sie irgend welche Aehnlichkeit mit dem vorausgesetzten Fall haben; und selbst in diesen ist die Aehnlichkeit selten vollständig. Es hat sich in Wahrheit selten zugetragen, daß Kriege einfach für die Erhaltung von Leben unternommen worden sind, und das einem Volk keine andere Wahl übrig geblieben ist, als zu tödten, oder getödtet zu werden. Und man sei eingedenk, daß wenn nicht diese Wahl allein übrigt bleibt, so ist der Fall des Räubers nicht zur Sache gehörig; derselbe ist nicht praktisch auf den Gegenstand anwendbar.

Ich weiß nicht was jene Personen meinen, welche behaupten, man sei durch das Naturgesetz berechtigt, einen Meuchelmörder zu tödten. Grundsätze wie dieser, unbesonnen als an sich selbst klare Wahrheit angenommen, sind, glaube ich, oft der Anfangspunkt unserer Irrthümer, der Abweichungspunkt von der Rechtlichkeit, wovon unsre nachherigen Schlechtigkeiten entstehen. Einige Menschen scheinen von den Naturgesetzen zu reden, als wenn die Natur eine Gesetzgeberin wäre, welche Gesetze für die Regierung der Menschheit gemacht hätte. Ein Gesetz setzt einen Gesetzgeber voraus; und es gibt kein Gesetzgeber für die Grundsätze menschlicher Pflicht, als Gott. Wenn irgend etwas mit „Naturgesetz" gemeint ist, dessen Bestätigungen oder Verpflichtungen verschieden von denen der göttlichen Offenbarung sind, so ist es einleuchtend, daß wir uns ein eigenes Moralsystem aufgestellt haben, und dies in Widerspruch mit jenem, welches vom Himmel gestiftet worden ist. Wenn man mit „Naturgesetz" nichts anders meint als das, welches mit der göttlichen Offenbarung übereinstimmend ist, zu welchem Zweck bezieht man sich auf irgend eine Weise auf dasselbe? Ich vermuthe nicht, daß irgend ein besonnener Sittenlehrer die Naturgesetze den Gesetzen Gottes förmlich zuwider aufstellen wird; aber ich erachte, daß dieselben auf irgend eine Weise aufzustellen,—sich auf irgend einen Grundsatz oder Gesetz, in der Entscheidung hinsichtlich unserer Pflicht, ohne Rücksicht auf den einfachen Willen Gottes, zu beziehen, jederzeit gefährlich sei; denn es gibt Manche, welche, wenn sie zu ihrer Anweisung, auf ein solches Gesetz oder Grundsatz verwiesen werden, solche, in ihrer Praxis, als einen endlichen Maßstab der Wahrheit betrachten. Ich glaube, daß eine Verweisung auf die Naturgesetze selten unsere Pflichten erläutert, und uns nie bewogen hat dieselben zu verrichten; und daß sie wenig Anders bezweckt hat, als die Liebhaber der philosophischen Moral zu unterhalten.

Die Methode, das Recht, einen Meuchelmörder zu tödten, zu beweisen, oder darzuthun, ist diese:—„Es gibt einen Fall, in welchem jede Extremität zu rechtfertigen ist, nämlich: wenn unser Leben angegriffen, und es zur Erhaltung desselben nothwendig wird den Angreifer zu tödten. Dies ist klar im Naturzustand, ausgenommen, es kann bewiesen werden, daß man verflichtet sei, das Leben des Angreifers seinem eigenen vorzuziehen; das heißt: unsern Feind mehr lieben als uns selbst, welches nie eine Pflicht der Gerechtigkeit sein kann, noch scheint es irgendwo eine Pflicht der Liebe zu sein."*) Wenn ich geneigt wäre, Argumente wie dieses anzuführen, so würde ich sagen, daß, obschon es nicht von uns gefordert wird, unsere Feinde „mehr als uns selbst zu lieben," so wird es dennoch von uns gefordert, sie zu lieben, und daß es im vorausgesetzten Fall, noch stets eine gleiabgewogene Frage wäre, wessen Leben aufgeopfert werden sollte; denn es ist ganz klar, daß wenn wir den Angreifer tödten würden, wir ihn nicht lieben würden, welches vielleicht ein wenig gegen die „Pflicht der Liebe" streiten würde. Aber die Wahrheit ist: Es ist nicht die Frage, ob wir unsern Feind „mehr lieben sollten als uns selbst," sondern ob man die Gesetze des Christenthums aufopfern sollte, um sein Leben zu erhalten—ob man das Interesse der Religion seinem eigenen vorziehen sollte—ob man willig wäre sein „Leben zu verlieren um Christi und des Evangeliums willen."

Dieses System des Gegenverbrechens ist von sehr lockerer Tendenz. Der Angreifer verletzt seine Pflicht dadurch, daß er versucht mich zu tödten, und ich soll deßhalb die meinige dadurch verletzen, daß ich ihn wirklich tödte. Ist alsdann sein beabsichtigtes Verbrechen eine Rechtfertigung meines verübten Verbrechens? Es wäre in dem Fall eines verurtheilten christlichen Märtyrers, den man eben im Begriff wäre nach dem Scheiterhaufen zu führen, anzunehmen, daß er, indem er eine Mine ersonnen hätte, sein Leben dadurch erhalten möchte, daß er dieselbe anzünden und seine Verfolger in die Luft sprengen würde. Würde das Christenthum eine solche That rechtfertigen? Oder was würde man von ihm sagen, wenn er solches begienge? Man würde sagen, daß, was auch immer sein Glaube sein möchte, seine Praxis sehr wurmstichig wäre; daß er an das Evangelium glauben möchte, aber sicherlich dessen Pflichten nicht erfüllte. Nun behaupte ich, daß für jeden Zweck des Arguments, der Fall des Märtyrers und der der angegriffenen Person, einander genau ähnlich sind. Von demjenigen, den man eben im Begriff wäre nach dem Scheiterhaufen zu führen, und von demjenigen, der eben daran wäre sein Leben durch einen Meuchelmörder zu verlieren, würde beide gefordert, ihr Betragen nach denselben Gesetzen zu reguliren, und sollten beide bereit sein, ihr Leben als ein Zeugniß ihrer Treue gegen das Christenthum aufzuopfern: der Eine, in Treue gegen dasselbe, und um die moralischen Grundsätze und den Geist desselben nicht zu verletzen; und der Andern, um gegen Glaubensirrthümer und kirchliche Verdorbenheit ein Beispiel zu setzen.

*) Moral- und Staatsphilosophie.

Es ist daher umsonst mir zu sagen, daß das Opfer der Verfolgung um der Religion willen gelitten hätte, denn eben so hätte das Opfer des Meuchelmörders gelitten. Es gibt nichts in der Genehmigung des Christenthums, welches folgert, daß Gehorsam gegen dessen Moralgesetz von minderer Wichtigkeit sei, als Anhänglichkeit an den Glauben desselben; noch scheint diese Wichtigkeit geringer zu sein, in Bezug auf die Wohlfahrt der Welt; denn derjenige, der durch seine Treue gegen das Christenthum, die Verbreitung christlicher Gesinnungen und des Friedens befördert, trägt vielleicht so viel zur Glückseligkeit der Menschheit bei, als derjenige, der durch dieselbe Treue, die Annahme eines richtigen Glaubens empfiehlt.

Sehr viel liegt in dieser Frage, und es ist deßhalb nothwendig weiter mit derselben fortzufahren. Wir sagen dann, erstens, daß das Christenthum nicht erklärt hat, daß es uns in irgend einem Fall gestattet sei, andere Menschen zu tödten: zweitens, daß dasselbe dies wirklich verbiete, indem die Grundsätze desselben und die Praxis unseres Heilandes nicht mit Menschentödtung vereinbar sind: und drittens, daß wenn das Christenthum solche gestattete, so würde dasselbe in der Wirklichkeit und in der Praxis Krieg gestatten, ohne Vorbehalt auf Vertheidigung des Lebens.

Der erste dieser Sätze wird wahrscheinlich nicht bestritten werden; und der zweite, daß das Christenthum die Vernichtung von Menschenleben wirklich verbiete, ist der Hauptzweck, worauf diese Schrift dringt. Ich möchte deßhalb bloß bemerken, daß das Betragen des Gründers des Christenthums, als seine Feinde sich ihm „mit Schwertern und mit Stangen nähten," streng der Selbstvertheidigung zu gelten scheint. Jene bewaffnete Männer kamen mit der endlichen Absicht ihn zu ermorden; aber obschon er wußte, daß dieses ihr Zweck war, so gestattete er dennoch nicht, daß die Angreifer getödtet oder auch nur verwundet wurden. Christus wollte daher sein eigen Leben nicht dadurch erhalten, daß er das Leben Anderer aufopferte.

Aber wir sagen, drittens, daß wenn das Christenthum uns gestattet, einander zu tödten, so gestattet es den Krieg, ohne Vorbehalt auf Selbstvertheidigung. Laß uns sehen was die Folgen gewesen sein würden, wenn die heilige Schrift das menschliche Leben unserer Willkühr also überlassen hätte. — Angenommen sie würde sagen: *Du magst den Mörder tödten zur Selbstvertheidigung, aber du darfst dich in keinen Vertheidigungskrieg einlassen.* Das Verbot würde nicht *einige* Ausnahme in seiner Anwendung zulassen, — die Ausnahme würde so manche sein, daß keine Ausnahme übrig bleiben würde; indem es für das Recht der Selbstvertheidigung keine wirkliche Schranken gibt, bis es zum Angreiffskrieg kommt. Wenn ein Mensch einen andern Menschen tödten darf, so dürfen zwei Menschen zwei andere Menschen tödten, und zehn Menschen dürfen zehn andere Menschen tödten, und eine Armee darf eine andere Armee tödten; — und dies ist ein Vertheidigungskrieg. Ferner angenommen die heilige Schrift hätte gesagt: *eine Armee dürfe zu ihrer eigenen Vertheidigung,*

aber für keinen andern Zweck kämpfen. Wir behaupten nicht, daß die Ausnahmen zu dieser Regel so manche sein würden, daß sie die Regel selbst gänzlich vernichten würden; aber wir behaupten, daß wer immer versuchen wird, dieselbe in der Praxis anzuwenden, finden wird, daß er einen sehr großen Raum zu rechtmäßigem Kriegführen hat;— einen Raum, der weit mehr Kriege umfaßt als lockere Sittenlehrer, als wir ihn annehmen zu sein, willig sind zu vertheidigen. Wenn eine Armee zur Vertheidigung ihres eigenen Lebens kämpfen darf, so darf und muß sie zur Vertheidigung des Lebens Anderer kämpfen: wenn sie zur Vertheidigung des Lebens Anderer kämpfen darf, so wird sie auch zur Vertheidigung ihres Eigenthums kämpfen: wenn sie zur Vertheidigung des Eigenthums kämpft, so wird sie auch zur Vertheidigung politischer Rechte kämpfen: wenn sie zur Vertheidigung der Rechte kämpft, so wird sie zur Beförderung ihres Interesses kämpfen; und wenn sie zur Beförderung ihres Interesses kämpft, so wird sie zur Beförderung ihres Ruhms und ihrer Verbrechen kämpfen. Nun laß irgend ein ehrlicher Mann den Stufengang überblicken, wodurch man zu diesen Schlußfolgen gelangt, und ich glaube er wird finden, daß dem Betragen einer Armee, in der Praxis, kein Zügel angelegt werden kann, der sie zurück hält, dieselben zu verwirklichen. Es ist zwar ein großer Unterschied zwischen: zur Vertheidigung unseres Lebens und zur Beförderung unserer Missethaten zu kämpfen; aber die Schritte, welche von dem einen zu dem andern führen, folgen in unvermeidlicher Reihenfolge aufeinander. Ich weiß, daß der Buchstabe unserer Regel dieses ausschließt, aber ich weiß, daß dieselbe ein bloßer Buchstabe ist. Es ist eine sehr leichte Sache, in seiner Studirstube zu sitzen, und die Kommata, Semikolon und Schließpunkte des Soldaten Laufbahn zu bezeichnen; es ist sehr leicht für uns zu sagen, es solle bei der Vertheidigung des Lebens, oder der Beschützung des Eigenthums, oder der Unterstützung der Rechten inne halten; aber Kriegsheere geben uns kein Gehör: wir sind bloß der Xerxes der Moralität, unsere nutzlosen Ketten in das stürmische Meer der Schlachterei werfend.

Was ist das Zeugniß der Erfahrung? Wenn Nationen gegenseitig erbittert sind, und Kriegsheere angeworben und Schlachten geschlagen werden, weiß dann nicht Jedermann, daß, mit was Beweggründen zur Vertheidigung auch immer, eine Partei den Kampf begonnen haben mag, beide, der Reihe nach, Angreifer werden? In der Wuth der Metzelei, können Soldaten keinen Fragen in Bezug auf Angriff oder Vertheidigung abwarten, und thun dies auch nicht. Ihr Geschäft ist Vernichtung, und ihr Geschäft verrichten sie. Wenn das Vertheidigungsheer Erfolg hat, so wird es bald zum Angriffsheer. Hat es den Angreifer zurückgetrieben, so beginnt es denselben zu strafen. Ist ein Krieg einmal begonnen, so ist es eitel an einen Unterschied zwischen Angriff und Vertheidigung zu denken. Sittenlehrer mögen von einem Unterschied reden, aber Soldaten machen keinen; und es kann keiner gemacht werden; dies ist außerhalb den Schranken der Möglichkeit.

Aber was ist wirklich ein Vertheidigungskrieg? Ein berühmter Sittenlehrer bezeichnet einen solchen als einen in Folge einer „verübten, versuchten, oder befürchteten Beschädigung unternommener Krieg;" welches mit hinlänglicher Klarheit beweist, wie wenig die Frage den Meuchelmörder betrifft; denn Furcht in Bezug auf Leben kommt nicht unter die Rubrik von „Beschädigungen." Also, wenn man irgend einen Schaden an seinem Geldbeutel, oder an seiner „Ehre" befürchtet, so ist es uns gestattet, ein Kriegsheer in das Land zu senden, welches uns Furcht verursacht, und dessen Bewohner zu tödten; und dies, wird uns dann gesagt, sei ein Vertheidigungskrieg. Durch dieses System der Beweisführung, welches glücklicher Weise „Kriegslogik" genannt wird, hat man wenig Schwierigkeit zu beweisen, daß irgend ein Krieg ein Vertheidigungskrieg sei. Nun behaupten wir, daß wenn das Christenthum Vertheidigungskriege gestattet, so gestattet es jeden Krieg, — ausgenommen den einfachen Angriffskrieg; und vermittelst dieser Sittlichkeitsregeln ist es schwierig den Angreifer zu entdecken; denn derjenige, vor welchem wir meinen Ursache zu haben, uns zu fürchten, mag sagen, er habe sich schon ehedem vor uns gefürchtet, und daß diese Furcht die feindlichen Anzeichen veranlaßt habe, welche uns hingegen veranlaßt haben, uns vor ihm zu fürchten. Die Wahrheit ist, daß ein Versuch, irgend einen Unterschied in Bezug auf den Gegenstand zu machen, vergeblich ist. Der Krieg muß entweder gänzlich verboten, oder ohne Vorbehalt in Rücksicht auf Vertheidigung gestattet werden; denn es wird auf keine Erklärung in Bezug auf rechtmäßigen oder unrechtmäßigen Krieg Rücksicht genommen, noch kann auf irgend eine solche Rücksicht genommen werden. Wenn die Grundsätze des Christenthums in irgend einem Fall, oder für irgend einen Zweck, Kriegsheeren gestatten zusammenzustoßen und einander niederzumetzeln, so werden die Grundsätze desselben uns nie zu jener Zeitperiode führen, welche die Weissagung uns versichert, daß sie hervor bringen sollen. Man kann keine Hoffnung haben, daß der Krieg auf irgend eine andere Weise, als durch eine unbedingte und gänzliche Unterlassung desselben, ausgerottet werden wird.*)

Was ist alsdann der Grundsatz wofür wir streiten? *Ein unbedingtes Vertrauen auf die Vorsehung für Schutz, in allen jenen Fällen in welchen man deren Gesetze verletzen würde, wenn man sich selbst vertheidigte.* Dieser Grundsatz kann auf eine Art Verdienst Anspruch machen, der wenigstens einigen Moralsystemen versagt werden muß — den der Einfachheit,

*) Es gehört zu keinem Theil der Sache eines Christen, zu erforschen, warum ihm seine Religion gewisse Handlungen verbietet, obschon ich nicht weiß, daß eine solche Forschung tadelnswerth wäre. Im Fall eines persönlichen Angriffs, möchte das Christenthum vielleicht entscheiden, daß wenn einer von zwei Menschen aus der Welt getrieben werden müßten, und einer derselben so lasterhaft wäre, das Leben seines Mitmenschen anzutasten, und der andere so tugendhaft, den Verlust seines Lebens der Unterlassung christlicher Grundsätze vorzuziehen — es mehr dem Willen desselben gemäß wäre, daß der Fromme nach seiner gehofften Glückseligkeit versetzt, als daß der Gottlose der Strafe übergeben würde.

daß derselbe leicht zu verstehen, daß er jedem Verstand angepaßt, und daß er auf jeden Lebensumstand anwendbar sei.

Wenn eine Weisheit, die man als unfehlbar anerkennt, entschieden und erklärt hat, daß irgend ein vorgeschriebenes Betragen recht, und gut für den Menschen sei, so scheint es verkehrt und unehrerbietig zu sein, beweisen zu wollen, daß ein anderes besser sein kann. Der Allmächtige kennt gewiß unser Interesse, und wenn er uns nicht den Pfad angewiesen hat, welcher dasselbe befördert, so ist der Schluß unvermeidlich, daß er uns freiwillig irre geführt hat. Wollen die Fürsprecher des Krieges sich diesen Schluß gefallen lassen? Und wenn sie dies nicht wollen, wie wollen sie den entgegengesetzten Schluß vermeiden, daß der Pfad der Geduld der zweckmäßige sei?

Es scheint ein Satz sehr einfacher Wahrheit zu sein, daß es einem irrenden Wesen zusteht, seine Handlungen mit einer stillen Ergebung nach einem unfehlbaren Willen zu ordnen. Daß es für eines dieser irrenden Wesen nothwendig sei, förmlich auf dieser Wahrheit zu bestehen, und dieselbe seiner Mitmenschen systematisch zu beweisen, mag billiger Weise ein Gegenstand des Leidwesens und des Schamgefühls sein. Aber die Kühnheit der Schuld läugnet die Wahrheit, und die Grübelei der Philosophie setzt dieselbe praktisch bei Seite, — und die besagte Nothwendigkeit bleibt deßhalb.

Wir haben gesehen, daß die Pflichten der Religion, welche Gott der Menschheit mitgetheilt hat, Duldsamkeit fordern; und es ist gewiß vernünftig zu glauben, selbst ohne Rücksicht auf Erfahrung, daß er unsere Duldsamkeit unserm Interesse dienlich machen wird — daß wenn wir uns, in der Absicht uns in seinen Willen zu fügen, Schwierigkeiten und Gefahr unterwerfen, er uns in unserm Gehorsam beschützen, und denselben zu unserm Vortheil leiten wird — daß wenn er von uns verlangt, daß wir uns nicht mit dem Krieg abgeben, er uns in Frieden erhalten wird — und daß er diejenigen nicht verlassen wird, die keinen andern Schutz haben, und die jeden andern Schutz deßhalb fahren lassen, daß sie auf sein allein vertrauen.

Und wenn wir uns auf die Erfahrung berufen, so werden wir finden, daß die Billigkeit dieses Vertrauens bestätigt wird. Es hat Tausende gegeben, die all ihrem scheinbaren Interesse zuwider, auf den Himmel vertraut haben; hat aber unter diesen Tausenden Einer am Ende gesagt, daß ihn sein Vertrauen gereuete, oder daß dasselbe vergeblich war? „Wer sein Leben verlieret um meinet und des Evangelii willen, der wird es behalten." Wenn gesagt wird, daß wir die Zukunft in unsere Rechnung nehmen, in unserer Schätzung des Interesses, so antworten wir: Dies sollten wir thun. Wer ist der Mensch, der die Zukunft ausschließen würde? oder was sind seine Grundsätze? Ich begreife den Grund jener Einwendungen gegen eine Verweisung auf die Zukunft nicht, welche so leichtfertig gemacht werden. Sind wir nicht unsterbliche Wesen? Haben wir nicht ein Interesse jenseit dieses Lebens? Es ist eine beklagenswerthe Gemüthsstimmung, welche die öftere Wiederholung, oder den Einfluß unserer Verweisungen auf die Zukunft vermindern würde. Die Aussichten für die Zu-

kunft sollte die Eindrücke der Gegenwart überwiegen. Und wenn es schwierig ist dies Uebergewicht zu erlangen, so laß uns wenigstens uns nicht freiwillig, durch Folgerungen, überreden, diese Aussicht fahren zu lassen, oder deren Einfluß zu vermindern.

Dessen ungeachtet glaube ich, man wird finden, daß das Zeugniß der Erfahrung, auch nur in Bezug auf den gegenwärtigen Zustand unseres Daseins, bestätigt, daß die Geduld unserem Interesse am dienlichsten sei. „Wenn Jemandes Wege dem Herrn wohlgefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden."

Der Leser der amerikanischen Geschichte wird sich erinnern, daß zu Anfang des letzten Jahrhunderts, ein unstäter und sehr schrecklicher Krieg von den Eingebornen gegen die europäischen Ansiedler geführt wurde; ein Krieg, der, wie solche Kriege beinahe immer ursprünglich wurden, durch die Gewaltthaten und Beschädigungen der Christen erregt wurde. Die Weise der Vernichtung war geheim und plötzlich. Die Barbaren lauerten zuweilen denjenigen auf, welche auf den Landstraßen und Feldern innerhalb ihren Bereich kommen mochten, und erschossen dieselben ohne Warnung; und zuweilen griffen sie die Europäer in ihren Häuser an, „scalpirten einige, und zerschlugen andere das Gehirn." Vor diesem schrecklichen Krieg suchten die Einwohner dadurch Sicherheit, daß sie ihre Heimathen verließen, und sich nach festen Plätzen, oder in die Nachbarschaft von Garnisonen zurückzogen; und diejenigen, welche die Nothwendigkeit zwang, sich über diese Grenzen der Beschützung hinaus zu begeben, versahen sich mit Waffen zu ihrer Vertheidigung. Aber unter dieser schrecklichen Verheerung und allgemeinem Schrecken hielt die Gesellschaft der Freunde, welche einen bedeutenden Theil der Bevölkerung ausmachte, an ihren Grundsätzen fest. Sie zogen sich weder nach den Garnisonen zurück, noch versahen sie sich mit Waffen. Sie verblieben offen im Land, während die Uebrigen sich nach den Festungen flüchteten. Sie betrieben stets ihre Geschäfte in ihren Feldern und Heimathen, ohne eine Waffe, weder zum Angriff noch zur Vertheidigung. Und was war ihr Schicksal? Sie lebten in Sicherheit und Ruhe. Die Wohnung, welche seinem bewaffneten Nachbar der Schauplatz des Mords und des Scalpirmessers war, war dem unbewaffneten Quäker ein Ort der Sicherheit und des Friedens.

Drei Personen der Gesellschaft wurden jedoch getödtet. Und wer waren sie? Es waren drei, die ihre Grundsätze verließen. Zwei dieser Opfer waren Männer, welche, in der einfachen Sprache des Erzählers, „gewohnt waren an ihre Arbeit zu gehen ohne irgend welche Waffen, und die auf den Allmächtigen vertrauten, und sich auf seine Vorsehung um Schutz verließen, indem es ihr Grundsatz war, keine Waffen zu gebrauchen, weder um Andere anzugreifen, noch sich selbst zu vertheidigen. Aber ein Geist des Mißtrauens fand Eingang in ihre Gemüther; sie ergriffen die Waffen, sich zu vertheidigen, und die Indianer, die sie mehrere Male ohne solche gesehen, und in Frieden gelassen, sagend, sie wären friedliche Männer und thäten Niemand kein Leid, deßwegen wollten sie ihnen auch

kein Leid thun,—aber nun sehend, daß sie Flinten hatten, und vermuthend sie beabsichtigten die Indianer zu tödten, erschossen sie dieselben." Die dritte Person, die als Opfer fiel, war ein Weib, das in „ihrer Wohnung geblieben war," es nicht sicher achtend, weder für sich, ihr Sohn, noch ihre Tochter, sich Schutzes halber, nach einem festen Ort zu begeben, noch ihre Kleinen dahin zu nehmen; aber über eine Weile begann das arme Weib sclavischer Furcht Raum zu geben, und rieth ihren Kindern, sich mit ihr nach einer nicht weit von ihrer Wohnung gelegene Festung zu begeben." Sie ging;—die blutdürstigen, grausamen Indianer lauerten am Wege, und ermordeten sie."*)

Das Schicksal der Quäker während der Rebellion in Irland war diesem sehr ähnlich. Es ist wohl bekannt, daß die Rebellion nicht bloß eine Zeit des offenen Krieges, sondern des kaltblütigen Mordes war; der äußersten Wuth der Bigotterie, und der äußersten Erbitterung der Rachgier. Dennoch wurde die Erhaltung der Quäker beinahe zum Sprichwort; und wenn Fremde durch die verwüsteten Straßen passirten, und ein unbeschädigtes und alleinstehendes Haus bemerkten, so wiesen sie zuweilen darauf hin, und sagten: „Das war ohne Zweifel das Haus eines Quäkers."

Es würde zwecklos sein, dem Zeugniß dieser Thatsachen zuwider zu behaupten, daß dieselben eine Ausnahme zu einer allgemeinen Regel bilden. Die Ausnahme zu der Regel besteht in einer bloßen Probe des Nichtwiderstandes, nicht in dessen Erfolg. Auch würde es zu keinem Zweck dienen zu behaupten, daß die Wilden von Amerika und die Tollköpfe von Irland die Quäker deßhalb schonten, daß sie vorher als ein unanstößiges Volk bekannt waren, oder deßhalb, daß die Quäker vorher die Liebe derselben durch Geduld und Liebesdienste erworben hatten. Wir geben Alles dies zu; es ist gerade der Beweis worauf wir uns stützen. Wir behaupten, daß eine einförmige und regelmäßige Beobachtung der friedsamen Verpflichtungen des Christenthums denjenigen eine Schutzwehr wird, welche dieselben üben. Wir wagen es zu behaupten, daß gar keine Ursache angegeben werden kann, warum das Schicksal der Quäker nicht das Schicksal Aller sein würde, die ihren Lebenswandel annehmen würden. Es kann keine Ursache angegeben werden, warum sie nicht erhalten worden wären, wenn auch ihre Zahl zehnmal oder hundertmal

---

*) Sehe „Ausgewählte Anekdoten u. s. w., von John Barclay," Seite 71—79. In diesem kleinen Werk habe ich einige Erläuterungen der Klugheit des Grundsatzes gefunden, den wir behaupten, im Fall persönlichen Angriffs. Barclay, der berühmte Apologist, ward von einem Straßenräuber angegriffen. Er leistete keinen andern Widerstand, als daß er ihm eine ruhige Vorstellung über seinen Lebenswandel machte. Der Räuber ließ die präsentirte Pistole fallen, und that ihm keine weitere Gewalt an. Leonard Fell ward von einem Räuber angegriffen, der ihn seines Geldes und Pferdes beraubte, und nachher drohte ihn zu ermorden. Fell redete den Räuber feierlich an über die Gottlosigkeit seines Lebens. Der Räuber ward erstaunt:—Er erklärte, er würde weder das Geld noch das Pferd behalten, und gab beide zurück. „So deinen Feind hungert, so speise ihn; wenn du das thust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln."

größer gewesen wäre. Wenn es eine solche Ursache gibt, so laß uns dieselbe hören. Die amerikanischen und irländischen Quäker waren gegen den übrigen Theil der Gemeinheit, was eine Nation gegen einen Welttheil ist. Und man muß von dem Fürsprecher des Krieges fordern, eine Ursache für den Glauben anzugeben (was noch nie angegeben worden ist), daß, obschon Personen, die der Vernichtung ausgesetzt waren, erhalten wurden, dennoch eine Nation die der Vernichtung ausgesetzt wäre, vernichtet würde. Wir wollen jedoch nicht sagen, daß wenn ein Volk in dem gewöhnlichen Zustand menschlicher Leidenschaften von einem ausländischen Feind angegriffen und auf einmal erklären würde: es wolle sich auf die Vorsehung für Schutz verlassen—es Schutz erhalten und Niemand unter demselben getödtet würde. Aber wir behaupten, daß das Zeugniß der Erfahrung bestätigt, daß ein Volk, welches aus Gewohnheit die Verpflichtungen des Christenthums in seinem Betragen gegen andere Menschen beobachtet, und welches sich standhaft weigert, ohne Rücksicht auf Folgen, feindliche Handlungen zu begehen, in seiner Friedsamkeit Schutz erhalten wird; und es macht rücksichtlich des Arguments nichts aus, ob man jenen Schutz der unmittelbaren Einwirkung der Vorsehung, oder dem Einfluß eines solchen Betragens auf die Gemüther der Menschen, zuschreibt.

Solcher Art ist die Erfahrung unanstößiger und nicht widerstrebender Menschen im einzelnen Leben gewesen. Ein nationales Beispiel einer Weigerung, Waffen zu tragen, ist der Welt bloß einmal dargestellt worden; aber jenes einzige Beispiel hat, insofern als dessen politische Umstände es befähigten es zu beweisen, Alles, was die Menschlichkeit verlangen und der Skepticismus (die Zweifelssucht) fordern kann, zu Gunsten unserer Beweisführung bewiesen.

Es ist der gewöhnliche Gebrauch derjenigen gewesen, welche in entfernten Ländern Colonieen anlegten, einen Fußhalt durch das Schwert zu erzwingen, oder solchen durch dasselbe zu behaupten. Einer der ersten Zwecke ist gewesen, eine Festung zu bauen, und dieselbe mit Militär zu versehen. Die Abenteurer wurden Soldaten, und die Colonie war eine Garnison. Pennsylvanien wurde jedoch von Männern colonisirt, welche glaubten, daß der Krieg gänzlich unverträglich mit dem Christenthum sei, und sich deßhalb entschlossen, keinen zu führen. Entschlossen nicht zu streiten, so hielten sie keine Soldaten und keine Waffen. Sie ließen sich in einem Land nieder, welches von Wilden umgeben war, und von solchen, die wußten, daß sie unbewaffnet waren. Wenn Leichtigkeit besiegt zu werden, oder Unfähigkeit sich zu vertheidigen, sie Beleidigungen aussetzen konnte, so hätten die Pennsylvanier das wahre Spiel von Gewaltthaten werden können. Plünderer hätten sie ohne Wiedervergeltung berauben, und Kriegsheere ohne Widerstand niedermachen können. Wenn sie nicht eine Versuchung zu Gewaltthaten darboten, so konnte keine dargeboten werden. Aber dies waren die Leute, welche ihr Land in Sicherheit inne hatten, während denjenigen um sie herum, für ihr Dasein zitterten. Dies

war ein Land des Friedens, während jedes andere ein Kriegsland war. Der Schluß ist unvermeidlich, obschon merkwürdig: sie hatten keine Waffen nöthig, indem sie keinen Gebrauch von denselben machten.

Diese Indianer waren fertig genug, Gewaltthaten gegen andere Staaten zu verüben, und suchten dieselben oft mit Verwüstung und Blutvergießen heim; mit jener Art von Verwüstung, und jener Art Blut zu vergießen, welche zu erwarten war von Menschen, welche die Civilisation noch nicht der Grausamkeit entwöhnt, und welchen die Religion noch keine Gesinnungen der Schonung eingeflößt hatte. Aber was auch immer für Streitigkeiten die pennsylvanischen Indianer mit Andern hatten, sie respektirten einförmig die Gebiete William Penn's, und hielten dieselben, sozusagen, heilig. Die Pennsylvanier verloren nie einen Mann, eine Frau, noch ein Kind durch dieselben, welches weder die Colonie von Maryland, die von Virginien, noch die große Colonie von Neu-England sagen konnte.

Die Sicherheit und Ruhe von Pennsylvanien war nicht eine vorübergehende Freiheit des Krieges, wie solche irgend einer Nation widerfahren könnte. Es genoß dieselbe fortwährend, für mehr als siebenzig Jahre, und lebte mitten unter sechs indianischen Nationen, ohne so viel als eine Miliz zu seiner Vertheidigung. Die Pennsylvanier wurden bewaffnet, jedoch ohne Waffen; sie wurden stark, jedoch ohne Stärke; sie wurden sicher, ohne die gewöhnlichen Mittel zur Sicherheit. Des Constabel's Stab war das einzige Instrument der Autorität unter ihnen, während des größten Theils eines Jahrhunderts, und nie, während der Verwaltung Penn's oder der seiner gehörigen Nachfolger, gab es einen Streit oder einen Krieg.

Man kann sich nicht wundern, daß diese Leute nicht beunruhigt wurden—merkwürdig und beispiellos wie ihr Schutz war. Es ist etwas so edles in diesem vollkommenen Vertrauen auf den höchsten Beschützer, in dieser gänzlichen Ausschließung knechtischer Furcht, in dieser Entsagung aller Angriffs- und Vertheidigungsmittel, daß es mich nicht wundert, daß selbst die Wildheit durch solche Tugend entwaffnet werden konnte. Ein Volk, großmüthig, ohne Waffen, inmitten Nationen von Kriegern lebend! Wer wollte ein Volk wie dieses angreifen? Es gibt wenig Menschen, die so verdorben sind, daß sie nicht ein solches Vertrauen achten würden. Es wäre eine besonders und ungewöhnlich große Gottlosigkeit, die nicht so gar dasselbe verehren würde.

Und wann war die Sicherheit Pennsylvaniens gestört, und dessen Frieden vernichtet?—Als Männer, die dessen Berathungen leiteten, und die sich mit dem Krieg abgeben wollten, in dessen Gesetzgebung überstimmt wurden; als diejenigen, welche annahmen, daß mehr Sicherheit im Schwert als im Christenthum sei, der herrschende Körper wurden. Von jener Stunde an, übertrugen die Pennsylvanier ihr Vertrauen in christ-

liche Grundsätze auf ein Vertrauen in ihre Waffen; und von jener Stunde an, bis auf die gegenwärtige Zeit sind sie dem Krieg ausgesetz gewesen.

Solches ist das von einem nationalen Beispiel überliefertes Zeugniß der Folgen einer Befolgung der christlichen Politik, in Bezug auf den Krieg. Hier ist ein Volk, welches sich unbedingt weigerte zu kriegen, und welches sich dadurch zum Widerstand unfähig machte, daß es sich weigerte Waffen zu halten, und dies war das Volk, dessen Land, inmitten umgebenden Streites und Blutvergießens, als ein Land der Sicherheit und des Friedens gewählt wurde. Die einzige nationale Gelegenheit, welche die Tugend der Christenwelt uns gewährt hat zu bestimmen, ob es sicher sei auf Gott für Schutz zu vertrauen, hat entschieden, daß es sicher sei.

Wenn das Zeugniß, welches wir besitzen, uns nicht befriedigt hinsichtlich der Zweckmäßigkeit auf Gott zu vertrauen, was für Zeugniß können wir verlangen, oder was für Zeugniß können wir annehmen? Wir haben seine Verheißung, daß er diejenigen, welche ihr scheinbares Interesse in der Ausübung seines Willens fahren lassen, beschützen will; und wir haben das Zeugniß derjenigen, welche auf ihn vertraut haben, daß er sie beschützt hat. Kann der Fürsprecher des Krieges einen einzigen Fall in der Geschichte der Menschheit von einer Person vorbringen, die sich in unbedingtem Gehorsam dem Willen des Himmels fügte, und die nicht fand, daß ihr Betragen sowohl klug als tugendsam war, daß dasselbe sowohl mit ihrem Interesse als mit ihrer Pflicht übereinstimmte? Wir machen dieselbe Frage in Bezug auf die besondern Verpflichtungen der Duldsamkeit. Wo ist der Mensch, der es bereut, daß er in der Verübung der schonenden Pflichten des Christenthums, seine Erhaltung der Oberaufsicht Gottes anvertraute? — Und das einzelne uns vorliegende Beispiel bestätigt das Zeugniß rücksichtlich des Privatlebens; denn es ist hinlängliche Ursache da zu glauben, daß kein Volk neuerer Zeit sich eines so großen Theils der Tugend oder des Glückes erfreuet hat, als Pennsylvanien, ehe es Menschenblut gesehen hatte. Ich wiederhole daher die Frage: Was für Zeugniß kann man verlangen, oder erhalten?

Dies ist das Ziel von welchem wir abweichen: Wir glauben nicht an die Vorsehung Gottes. Wenn diese Bemerkung förmlich gemacht wird, so denkt man vielleicht, sie sei nicht wahr; aber unsere Praxis ist ein Zeugniß der Wahrheit derselben; denn wenn wir an die Vorsehung glaubten, so würden wir auch auf dieselbe vertrauen, und willig sein die Folgen unseres Gehorsams auf dieselbe hin zu wagen.*) Wir können mit hinlänglicher Geläufigkeit über ein „Vertrauen auf die göttliche Vorsehung" reden, aber von dessen Anwendung auf unsern Lebenswandel wissen wir wunderbar wenig. Wer ist der, der auf die Vorsehung vertraut, und wofür vertraut er auf dieselbe? Veranlaßt ihn sein

*) „Die Furcht von unsern Feinden vernichtet zu werden, wenn wir dieselben nicht bekriegen, ist ein klarer und unzweideutiger Beweis unseres Zweifels an der Oberaufsicht der göttlichen Vorsehung." — Die Rechtmäßigkeit des Vertheidigungskrieges unpartheiisch betrachtet, von einem Mitglied der englischen Kirche.

Vertrauen seine eigenen Ansichten in Betreff seines Interesses und seiner Sicherheit bei Seite setzen, und einfach Vorschriften zu gehorchen, welche ihm unzweckmäßig und unsicher zu sein scheinen? Dies ist die Zuversicht, welche Werth hat, und von welcher man so wenig weiß. Es gibt Manche, die glauben, daß der Krieg vom Christenthum mißbilligt sei, und die sich freuen würden wenn derselbe für immer abgeschafft würde; aber es gibt Wenige, die willig sind einen unerschrockenen und unnachgiebigen Stand dagegen einzunehmen. Sie können von der Liebeswürdigkeit des Friedens reden, ja, und auch gegen die Rechtmäßigkeit des Krieges argumentiren; aber wenn Schwierigkeit oder Leiden die Folge sein würde, so weigern sie sich nicht, das zu thun, was sie als unrechtmäßig anerkennen; sie prakticiren die Friedfertigkeit nicht, welche sie vorgeben zu verehren. Diejenigen, welche bereit sind die Folgen eines unerschütterlichen Gehorsams zu ertragen, sind die Gönner, welche das Christenthum vonnöthen haben. Dasselbe bedarf Männer, welche willig sind für dessen Grundsätze zu leiden.

Es ist nothwendig für uns zu wissen, von welchen Grundsätzen wir regiert werden. Werden wir von den Befehlen Gottes regiert oder nicht? Wenn es irgend eine Lehre in Betreff der Moral gibt, welche von Wichtigkeit für die Menschheit ist zu lernen,—und wenn es irgend eine gibt, welche sie noch nicht gelernt hat,—so ist es die Nothwendigkeit, einfach die Pflichten des Christenthums ohne Rücksicht auf Folgen auszuüben. Wenn man sich überzeugen könnte dies zu thun, so würde man sicherlich mit größerer Charakterfestigkeit des Wandels, und, wie ich bestimmt glaube, mit mehr Vergnügen und mit mehr Frieden durch das Leben passiren. Die Welt hat manche Beispiele solcher Treue und von solchem Vertrauen gehabt. Wer waren die christlichen Märtyrer aller Zeitalter, als Männer, die ihre Treue gegen das Christenthum, trotz aller Folgen, bewahrten? Sie waren dem christlichen Glaubensbekenntniß getreu. Wir sollten der christlichen Moral treu sein; denn ohne Moral ist das Bekenntniß eines Glaubens eitel. Ja, wir haben gesehen, daß es Märtyrer der Pflichttreue gegen die Sittlichkeit, und eben der gegen diese Friedfertigkeit gegeben hat. Die Pflichten bleiben dieselben, aber wo ist unser Gehorsam?

Ich hoffe der Leser wird, um seines Verstandes und Herzens willen, nicht sagen, ich argumentire auf die Voraussetzung, daß die Welt war was sie nicht ist; und daß obschon diese Pflichten bindend auf uns sein mögen, wenn die Welt einmal besser geworden sein wird, man sich aber dennoch jetzt in den Zustand der Dinge, so wie sie sind, fügen müsse. Dies will sagen, daß in einem Lande von Meuchelmördern, der Meuchelmord recht sein würde. Wenn Niemand seine Praxis zu verbessern anfängt, bis Andere vor ihm angefangen haben, so wird nie keine Verbesserung stattfinden. Wenn die Apostel, oder Märtyrer, oder Reformatoren sich dem zu ihrer Zeit bestehenden „Zustand der Dinge" anbequemt hätten, wo wäre jetzt das Christenthum? Das Geschäft der Verbesserung gehört dem an, der sieht, daß Verbesserung nothwendig ist. Die Welt hat keine andere menschliche Mittel zur Verbesserung. Wenn du glaubst, daß der Krieg

nicht vom Christenthum gebilligt sei, so ist es deine Sache, demselben entgegenzuarbeiten; und wenn Furcht oder Mißtrauen Fragen über die Folgen aufstellen sollten, so wende die Worte unseres Heilandes an: „Was gehet es dich an? Folge du mir nach."

Unser großes Unglück in der Untersuchung der Pflichten des Christenthums, ist, daß man dieselben nicht mit hinlänglicher Einfalt betrachtet. Wir betrachten dieselben nicht ohne irgend eine von uns gemachte Zusetzung oder Verminderung; es gibt fast immer irgend ein dazwischenkommendes Mittelgrad. Eine Art halb durchsichtiges Glas wird vor jeder Person aufgehangen, welches endlose Schattirungen der Farbe und Grade der Verfinsterung hat, und Gegenstände mit endloser Verschiedenheit der Verzerrung darstellt. Dieses Glas ist von unserer Erziehung und Leidenschaften gefärbt. Es ist eine Sache der moralischen Cultur, dasselbe durchsichtig zu machen. Die Vollkommenheit des perspectivischen Theils moralischer Cultur, ist, denselben von uns zu entfernen. — Einfacher Gehorsam, ohne Rücksicht auf Folgen, ist unsere hohe Pflicht. Ich weiß, daß Philosophen uns anders gelehrt haben. Ich weiß, daß man zur Bestimmung seiner Pflichten, auf Berechnungen der Zweckdienlichkeit und der künftigen Folgen seiner Handlungen verwiesen worden ist. Aber ich glaube, daß in welchem Grad so immer auch diese Philosophie uns vorschreibt, einen unbedingten Gehorsam gegen die Vorschriften unserer Religion zu unterlassen, es gefunden werden wird, daß wenn daß Christenthum in seiner Lauterkeit und Kraft voranschreiten wird, es dieselbe mit dem Besen der Vernichtung von der Erde hinwegkehren wird.

Die Sätze, also, welche wir zu bestätigen gesucht haben, sind diese:—

1. Daß der allgemeine Charakter des Christenthums, sowie dessen allgemeine Pflichten, gänzlich unverträglich mit dem Krieg sind.

2. Daß einige der ausdrücklichen Vorschriften und erklärungen Jesu Christi denselben wirklich verbieten.

3. Daß dessen Praxis nicht mit der Voraussetzung der Rechtmäßigkeit desselben vereinbar sei.

4. Daß die Vorschriften und Praxis der Apostel mit denen unseres Herrn übereinstimmen.

5. Daß die ersten Christen glaubten, daß Christus den Krieg verboten hatte; und daß einige derselben wegen der Behauptung dieses Glaubens den Tod erlitten.

6. Daß Gott in den Weissagungen erklärt hat, daß es sein Wille sei, daß der Krieg mit der Zeit von der Erde ausgerottet werde; und daß diese Ausrottung durch das Christenthum, durch den Einfluß seiner gegenwärtigen Grundsätze, bewirkt werden wird.

7. Und daß diejenigen, welche sich in Folge ihres Glaubens, daß der Krieg unverträglich mit dem Christenthum sei, weigerten, sich mit demselben zu beschäftigen, gefunden haben, daß die Vorsehung sie beschützt hat.

Nun erachten wir, daß die Festsetzung irgend einer bedeutenden Zahl dieser Sätze hinlänglich für unsere Beweisführung sei. Die Bestätigung aller derselben bildet eine Masse von Zeugniß, dem ich nicht im Stande bin zu glauben, daß ein Forscher, dem der Gegenstand neu wäre, im Stand sein würde seinen Beifall vorzuenthalten. Aber indem kein solcher Forscher gefunden werden kann, so möchte ich den Leser bitten, Vorurtheile bei Seite zu legen, und anzunehmen, daß er nun für das erste Mal von Schlachten und Blutvergießen gehört habe, und unparteiisch zu prüfen, ob das Zeugniß zu Gunsten des Friedens nicht sehr stark sei, und ob die Einwendungen dagegen in irgend einem Verhältniß zu dem Zeugniß selbst stehen. Aber was auch immer die Entscheidung über diese Frage sein mag, so ist es gewiß vernünftig den Versuch zu machen, ob nicht die Sicherheit ohne Blutvergießen behauptet werden kann. Was auch immer die Gründe für den Krieg sein mögen, so ist es gewiß, daß derselbe ungeheuern Schaden verursacht. Selbst die Verbindlichkeiten des Christenthums bei Seite setzend, so hat man zwischen gewissen und ungewissen Uebeln zu wählen; zwischen der wirklichen Erduldung eines großen Elends, und der Möglichkeit eines geringern. Gewiß es kann nicht bewiesen werden, daß nicht Friede die beste Politik wäre; und indem man weiß, daß das jetzige System schlecht ist, so wäre es vernünftig und klug zu probiren, ob nicht das andere besser wäre. In Wahrheit, ich kann mir kaum die Möglichkeit eines größern Uebels denken, als das, welches die Menschheit jetzt erduldet; ein moralisches und physisches Uebel von weit größerem Umfang, und weit größerer Intensität, als unsere Bekanntschaft mit demselben, uns gestattet anzunehmen. Wenn ein Friedenssystem nicht genügend ist, weniger Uebel hervorzubringen als das Kriegssystem, so müssen dessen Folgen in der That abscheulich schlecht sein; und daß es solche Folgen hervorbringen würde, ist man weder von der Vernunft noch der Praxis — weder von den Grundsätzen der moralischen Herrschaft Gottes, noch von der Erfahrung der Menschheit, berechtigt zu glauben. Immer wenn ein Volk die friedsame Moral des Evangeliums standhaft und einförmig befolgt, und dies aus einem lautern Beweggrund des Gehorsams thut, so hat man keine Ursache die Folgen zu befürchten. Es ist keine Ursache da zu befürchten, daß es irgend solche Uebel wie man jetzt zu erdulden hat, erfahren würde, oder daß es nicht erfahren würde, daß das Christenthum sein Interesse besser kennt als es sie selbst kennet; und daß die sicherste Regel der Weisheit, der Sicherheit und der Zweckdienlichkeit die ist, daß man dessen Geist in allen Lebensumständen bewahrt.

„Es ist Ursache da zu erwarten," sagt Dr. Johnson, „daß, indem die Welt mehr erleuchtet wird, sich Politik und Moralität endlich mit einander vergleichen werden." Wenn diese erleuchtete Periode eintreffen wird, so werden wir uns jenem Zeitpunkt der Lauterkeit und des Friedens nähern (und wir werden uns demselben nicht bis dann nähern), wenn „man keinen Frevel mehr hören wird in dem Lande, noch Schaden oder Verderben in den Grenzen",— jenem Zeitpunkt, in welchem Gott verheißen

hat, daß „sie nicht schaden noch verderben werden auf seinem ganzen heiligen Berge." Daß eine Periode wie diese eintreffen wird, bin ich nicht im Stande zu bezweifeln. Ich glaube dies, indem es nicht glaubwürdig ist, daß er die Metzelei der Menschen durch Menschen immer erdulden wird; indem er erklärt hat, daß er sie nicht erdulden werde; und indem ich erachte, es sei eine Annäherung jener Periode wahrnehmbar, in welcher er sagen wird: „Es ist genug." 2. Samuel 24, 16. In diesem Glauben erfreue ich mich; es erfreuet mich, daß die Zahl Derer sich vermehrt, welche fragen: „Soll denn das Schwert ohne Ende fressen?" so wie auch Derer, welche öffentlich sagen (was immer die Meinungen und die Praxis Anderer sein mögen): „Ich bin für Friede." Psalm 120, 7.*)

Ob es mir gelungen ist den Satz festzusetzen, daß der Krieg, jeder Art, mit dem Christenthum unverträglich sei, ist nicht meine Sache zu entscheiden; aber von diesem kann ich wenigstens den Leser versichern, daß ich dem Publikum diese Untersuchung nicht aufgedrungen hätte, wenn ich nicht mit unbezweifelter Zuversicht geglaubt hätte, daß der Satz mit der ewigen Wahrheit übereinstimmend sei; — mit jener Wahrheit, nach welcher wir unsern Wandel in diesem Leben einrichten sollten, und welche in dem zukünftigen nicht aufgehoben werden wird.

---

*) Nach der englischen Uebersetzung, in welcher es heiß: "I am for peace."

Dritter Theil.

Bemerkungen über die Folgen des Krieges.

Des Krieg's geringster Schrecken, ist das blutgetränkte Schlachtfeld.—Barbauld.

Es gibt wenig Maximen von so unfehlbarer Wahrheit, als daß „ein Baum an seiner Frucht erkannt wird;" und ich bin willig zu bekennen, daß wenn die Rechtmäßigkeit des Krieges mit Rücksichtnahme auf dessen Folgen entschieden würde, ich denselben bereitwillig dieser Probe unterwerfen würde, in der Ueberzeugung, daß wenn man sich populärer Eindrücke entfesseln würde, ein frommer, wohlthätiger, oder vernünftig denkender Mensch wenig Ursache finden würde, zu Gunsten desselben zu entscheiden.

In dem Versuch, einige der Folgen des Krieges zu erläutern, ist es nicht so viel meine Absicht dessen bürgerliche oder politische, als dessen moralische Folgen zu untersuchen, und unter den letztern hauptsächlich auf diejenigen Rücksicht zu nehmen, denen man gewöhnlich wenig Untersuchung oder Aufmerksamkeit schenkt. Um jedoch genau über die Sache zu reden, so sind bürgerliche und politische Rücksichten nothwendiger Weise mit der moralischen Tendenz verbunden; denn das Glück der Gesellschaft wird immer durch Abnahme der Sittlichkeit vermindert, und eine aufgeklärte Politik weiß, daß die beste Unterstützung des Staats ein tugendhaftes Volk ist.

Der Leser braucht nicht an die großen Leiden und an den unersetzlichen Verlust, welche unvermeidlich durch eine Schlacht dem Privatleben zugefügt werden, erinnert zu werden, — was nichts als die öftere Wiederholung des Elends ihn zu vergessen veranlassen kann.—Dies ist ein Elend, an welches die Welt wenig denkt, und welchem, wenn sie auch daran dachte, dennoch nicht abhelfen könnte. Ein Vater oder ein Ehemann kann selten ersetzt werden: eine Leere wird in dem häuslichen Glück verursacht, in Betreff welcher wenig Hoffnung da ist zu erwarten, daß die Zukunft sie ersetzen wird. Durch die Metzelei eines Krieges gibt es Tausende, welche— von der Welt nicht gesehen—unbemitleidet und unbeachtet in der Einsamkeit Thränen vergießen; und Tausende, welche sich in der Stille, in hoffnungsloser Armuth zurückziehen, um welche sie sich nichts bekümmert. Solchen ist die Eroberung eines Königreichs von wenig Bedeutung. Der Verlust eines Beschützers oder eines Freundes ist schlecht bezahlt mit leerem Ruhm. Der Zusatz eines Landes mag einem König neue Tittel zufügen,

aber der Glanz einer Krone gewährt wenig Trost für häußlichen Trübsinn. Es ist nicht meine Absicht, mich bei diesem Elend zu verweilen, intensiv, und unersetzlich, und groß wie es ist. Aber diejenigen, welche einen Krieg anfangen, ohne dasselbe in die Rechnung der Folgen desselben zu nehmen, müssen am besten nur als halbsehende Politiker angesehen werden. Der rechtmäßige Zweck politischer Maßregeln ist das Wohl des Volkes,— und der Krieg muß eine große Quantität Gutes hervorbringen, wenn er nur diesen Theil seines Unheils überwiegen soll.

In den mehr offenbaren Folgen des Krieges, gibt es jedoch eine hinlängliche Quantität Uebel und Jammer. Das schrecklichste von diesem ist, die Vernichtung von Menschenleben. Die öftere Wiederholung, mit welcher diese Vernichtung unsern Gemüthern vorgestellt wird, hat beinahe unser Empfindungsvermögen in Betreff der Furchtbarkeit und Abscheulichkeit derselben verlöscht. In dem Zeitraum von Anno 1141 bis 1815 ist unser Land mit Frankreich allein zweihundert und sechsundsechszig Jahre in Krieg begriffen gewesen. Wenn man mit diesem unsern Kriege mit andern Ländern beifügt, so wird man vielleicht finden, daß die eine Hälfte der letzten sechs oder sieben Jahrhunderte, von diesem Land mit Krieg zugebracht worden ist! Ein schreckliches Bild menschlicher Gewaltthätigkeit! Es gibt kein Mittel, um zu erforschen, wie viele Opfer es während des Verlaufs dieser Jahrhunderte gekostet hat. Diejenigen, welche auf dem Schlachtfeld gefallen, und diejenigen, welche in Zelten und Schiffen, inmitten Dünsten und Fäulnissen verschmachtet sind, würden vielleicht eine größere Zahl ausmachen, als die Zahl der Männer, welche sich jetzt in Frankreich und England zusammen befinden. Und wo ist unser Gut von gleichem Werth?—Die Kriege Europas, während der letzten zweihundert Jahre, haben sich, nach dem Geständniß aller Parteien, zum Vortheil keiner derselben, aber zum offenbaren Nachtheil aller geendigt. Dies ist das Zeugniß des berühmten Josiah Tucker, Dechant von Glaucester; und Erasmus hat gesagt: „Ich weiß nicht, ob irgend ein Krieg je, in seinem ganzen Ausgang, einen so glücklichen Erfolg gehabt hat, daß es den Sieger, wenn er ein Herz hatte das gehörig fühlen und einen Verstand der richtig urtheilen konnte, nicht gereuete, daß er sich je auf irgend eine Weise in denselben eingelassen."

Seit dem letzten Krieg hat man viel von dem Elend im Lande gehört; und was immer die Meinung darüber sein mag, ob dasselbe durch den Frieden über uns gebracht worden sei, so bezweifelt Niemand, daß dasselbe durch Krieg über uns gebracht worden ist. Der Friede mag der zufällige Umstand desselben sein, aber der Krieg ist die Ursache davon. Ich habe kein Verlangen, eine Rede über den Belauf unserer Nationalschuld zu halten,—daß dieselbe ein großes Uebel ist, und daß sie durch wiederholte Kämpfe auf uns gebracht worden ist, bestreitet Niemand. Solche Betrachtungen sollten, ohne Zweifel, das Betragen öffentlicher Männer in ihren Mißbilligkeiten mit andern Staaten, beeinflussen, selbst wenn höhere Rücksichten sie nicht beeinflussen. Sie sollten einen Theil der Berechnun-

gen der Uebel von Feindseligkeiten ausmachen. Ich glaube, daß eine größere Masse menschlichen Elends und Verlust an menschlicher Freude durch das Geld betreffende Elend des Krieges verursacht werden, als durch irgend welche gewöhnliche Vortheile des Krieges vergüttet werden. Aber diese Betrachtung scheint uns zu fremd zu sein, um unsere Aufmerksamkeit zu erhalten. Zorn über Beleidigungen, oder Hoffnung auf Sieg, überwältigt die nüchterne Berechnung der Vernunft, und überwiegt die Last nachheriger und langedauernder Trübsale. Wäre das Glück des Volkes der ursprüngliche und allerletzte Zweck nationaler Maßregel (und es sollte dies sein), so erachte ich die Politik, welche diesen Zweck verfolgte, würde oft finden, daß selbst das Geld betreffende, aus dem Krieg entstehende Elend, einen größern Abzug von dem Maß der Glückseligkeit macht, als jene Uebel, welche man durch den Krieg beabsichtigt zu vermeiden. Das Elend, wenigstens, ist gewiß, und der Vortheil zweifelhaft. Es ist bekannt, daß während der letzten acht Jahre des gegenwärtigen Friedens, ein bedeutender Theil der Gemeinheit in einem Zustand des Leidens in Folge des Krieges gewesen ist. Ein achtjähriges Leiden einer Million menschlicher Wesen, ist eine wichtige Sache! „Es kann nicht als Antwort gelten zu behaupten, daß dies allgemeine Leiden, und selbst die Trostlosigkeit, welche dasselbe begleitet, die unvermeidlichen Folgen und Vorfälle des Krieges sind, wie billiger Weise man sich auch in denselben eingelassen habe, sondern vielmehr als einen Beweis, daß man sich in keinen Krieg billiger Weise einlassen kann, der solch unerträgliches Unheil hervorbringt.“*)

Es ist viel Wahrheit, sowohl als Beredsamkeit, in den folgenden Bemerkungen eines der scharfsinnigsten Köpfe, die unser Land hervorgebracht hat: „Es ist wunderbar mit welchem Kaltsinn und Gleichgültigkeit der größte Theil der Menschheit den Anfang eines Krieges ansieht. Diejenigen, welche in der Ferne davon gehört, oder in Büchern davon gelesen, aber dessen Uebel nie ihren Gemüthern vorgestellt haben, betrachten denselben wenig mehr als ein glänzendes Spiel, eine Proclamation, eine Armee, eine Schlacht und einen Sieg. Einige müssen zwar auf dem glücklichsten Schlachtfelde umkommen; aber sie sterben auf dem Ehrenbette, geben ihr Leben unter Siegesfreuden auf, und sehen, mit England's Ruhm angefüllt, freundlich im Tode. Das Leben eines Soldaten jetziger Zeit wird schlecht durch Heldengedichte vorgestellt. Der Krieg hat furchtbarere Zerstörungsmittel als die Kanone und das Schwert. Von den Tausenden und Zehntausenden, die in unsern neulichen Kämpfen mit Frankreich und Spanien umkamen, empfand nur ein sehr kleiner Theil je den Streich eines Feindes. Die Uebrigen schmachteten unbemitleidet in Zelten und Schiffen, inmitten Dünsten und Fäulnissen, schnappend und stöhnend unter einer langen Dauer hoff-

*) Lord Clarendon—der jedoch jene Kriege eine Ausnahme macht, welche der „Welt wahrscheinlich so viel Nutzen, als einen Theil derselben Schaden und Unannehmlichkeit bringen.“ Die Moralität dieses berühmten Mannes scheint also, ebenfalls, an dem Felsen der Zweckdienlichkeit gescheidert zu sein.

nungslosen Elendes verhärteten Menschen, und wurden endlich ungemeldet und ohne Andenken in Gruben verscharrt, oder ins Meer geworfen. Durch unbequeme Lager, und ungesunde Nationen, wo Muth nutzlos und Unternehmungen unausführbar sind, werden Flotten in der Stille entvölkert, und Armeen schmelzen langsam hinweg.

Auf diese Weise wird ein Volk allmählig erschöpft, und dies meistentheils mit wenig Nutzen. Die Kriege civilisirter Nationen machen sehr langsam Veränderungen in ihrem Verwaltungswesen, das Publikum bemerkt kaum irgend eine Veränderung, ausgenommen eine Vermehrung von Schulden; und es wird nicht angenommen, daß die wenigen Personen, die Nutzen erhalten, den klarsten Anspruch auf ihre Vortheile haben. Wenn derjenige, der die Gefahr theilt, den Vortheil genießen, und nachdem er in der Schlacht geblutet, durch den Sieg reich würde, so möchte er seinen Gewinn zeigen ohne beneidet zu werden. Aber wie ist man am Schluß eines zehnjährigen Krieges, für den Tod von Mengen, und die Ausgaben von Millionen, anders vergütet, als durch die Betrachtung der plötzlichen Herrlichkeit von Zahlmeistern und Agenten, Lieferanten und Commisären, deren Equipagen wie Meteore glänzen, und deren Paläste wie Dünste empor steigen.

Dies sind die Männer, welche, ohne Tugend, Arbeit oder Gefahr, in Verhältniß wie ihr Land verarmt, reich werden; sie freuen sich wenn Eigensinn oder Ehrgeiz dem Blutvergießen und der Verwüstung noch ein Jahr beifügt, und lachen an ihren Schreibpulten über Tapferkeit und Kunst, während sie einen Ziffer dem andern beifügen, auf einen neuen Contract von einer neuen Kriegsflotte hoffend und den Gewinn einer Belagerung oder eines Sturms berechnend."*)

Unsere Sache ist jedoch hauptsächlich mit den moralischen Folgen des Keieges.

„Die zarten Gemüthsanlagen und die Sittenreinheit, welche durch die Kriegslaster vertrieben oder kräftiglich entmuthigt werden, werden nicht so leicht wieder erlangt — und das Unkraut, welches in dem kürzesten Krieg aufwächst, kann während eines langen Friedens ausgegätet und ausgerottet werden." Der Krieg führt Meinungen und Gebräuche ein, und pflanzt dieselben fort, welche sowohl dem Himmel als der Erde zuwider sind; — derselbe verwüstet unsere Gemüthsanlagen und Sitten, so wie er unsere Gärten und Wohnungen verwüstet; und man kann so leicht die Schönheit der letzteren, als die Reinheit der ersteren, unter der verfluchten Herrschaft von Trommeln und Trompeten erhalten."**)

Der Krieg fügt den Sitten der Menschen mehr Schaden zu, als er sogar deren Eigenthum und Personen thut."†) „Derselbe ist eine vorübergehende Aufhebung aller Grundsätze der Tugend."‡) „Es gibt keine Tugend evangelischer Frömmigkeit, die nicht ihren Todesstreich durch Krieg erhält."§)

Ich weiß nicht ob der durch den Krieg entstehende höchste Grad moralischen Uebels, von denjenigen, welche unmittelbar in demselben begriffen

---

*) Johnson. **) Lord Clarendon's Aufsätze. †) Erasmus. ‡) Hall. §) William Law.

sind, oder vom Publikum erlitten wird. Das Unheil ist für die Gemeinheit das ausgedehnteste, aber für die direkt darin Beschäftigten, das durchdringenste.

Niemand denkt daran, die Moralität einer Armee zu loben, und was deren Religion anbetrifft, so denken wenige auch nur daran. Ein Soldat ist sprichwörtlich verdorben. Die Thatsache ist zu kundbar, daß man darauf bestehen sollte, daß Tausende, welche ihre Stellen im Leben mit Ehre einnahmen, und im Grund tugendsam waren, durch das Kriegsleben, beides die Praxis der Moralität, und die Achtung für dieselbe, verloren haben; und als ihnen die Laster des Krieges zur Gewohnheit geworden sind, über ihre ehrlichen und sich anstrengenden Brüder lachten, die noch stets geistlos genug waren, die Tugend zu achten, oder dumm genug, sich der Frömmigkeit zu befleißigen. Die Laster, die ihnen einst Ekel einflößten, ließen sie sich nicht allein gefallen, sondern frohlockten noch über dieselben. „Fast alle Professionen," sagt Dr. Knox, „haben irgend welche charakteristische Sitten, welche die Professoren mit wenig Prüfung, als nothwendige und ehrbare Auszeichnungen anzunehmen scheinen. Es geschieht unglücklicher Weise, daß Lasterhaftigkeit, Zügellosigkeit und Unglaube von schwächern Gemüthern, als fast ein so nothwendiger Theil eines Soldaten Montur, als seine Epauletten, betrachtet werden. Sich weigern Flüche auszustoßen, es abzulehnen sich zu besaufen, Achtung für die Religion zu bekennen, wäre beinahe so entehrend, als eine Herausforderung abzulehnen."*)

Es ist jedoch nicht nothwendig, sich an dem unmoralischen Einfluß des Krieges auf den militärischen Charakter aufzuhalten, indem vielleicht Niemand denselben bestreitet. Noch ist es schwierig zu entdecken, wie die Immoralität verursacht wird. Es ist einleuchtend, daß diejenigen, welche beständig in einer Praxis begriffen sind, in welcher fast alle Laster einverleibt sind, und welche diese Praxis mit persönlichem Eifer befördern, nicht, ohne die Dazwischenkunft eines Wunders, anders als verdorben sein können.

Wenn der Soldat sich mit der Vernichtung seines Geschlechts beschäftigt, so sollte er sich wenigstens mit Widerwillen in derselben beschäftigen, und dieselbe mit Freuden aufgeben. Die Niedermetzelung seiner Mitmenschen sollte ihm schrecklich in der Ausführung und in den Gedanken sein. Aber was ist seine Abneigung oder Widerwillen? Er empfindet keine — die Sache ist ihm nicht einmal ein ernsthafter Gegenstand. Er schlachtet seine Mitwanderer für den Himmel, wie ein Holzhauer das Gebüsch fällt; so wenig Widerwille und so wenig Bedauern hat er für ihn.

Diejenigen, welche die Tendenz dieser Vertrautheit mit Menschenvernichtung überlegen, können nicht bezweifeln ob dieselbe dem moralischen Charakter schädlich sei. Was ist die Hoffnung, daß derjenige, der mit Mord vertrauten Umgang hat, der solchen selbst oft verübt hat, und der in der Verübung desselben frohlockt, die Grundsätze der Tugend unverdorben

*) Knox macht billiger Weise manche Ausnahme zu der Anwendbarkeit dieses Tadels.

behällt? Seine sittlichen Gefühle sind abgestumpft; sein moralischer Gesichtssinn ist verdunkelt. Wir sagen sein moralischer Gesichtssinn sei verdunkelt; denn wir betrachten es nicht möglich, daß er auch nur den Begriff christlicher Lauterkeit beibehalten sollte. Der Soldat, ferner, der den Bürger einer andern Nation ohne Gewissensbisse oder Nachdenken plündert, und die Beute im Sieg davon trägt, verliert unvermeidlich etwas hinsichtlich seiner Grundsätze der Redlichkeit. Die Grundsätze werden erschüttert; ein Eingriff wird auf dieselben gemacht, und dies ist ein Eingriff, der nachherige Eingriffe desto leichter macht. Die Menschen widerstehen in der Regel nicht dem Einfluß der Gewohnheit. Wenn wir diejenigen berauben und erschießen, welche heute unsere Feinde sind, so sind wir einigermaßen bereit, diejenigen zu erschießen und zu berauben, welche morgen nicht unsere Feinde sind. Die Kraft des bezähmenden moralischen Princips ist geschwächt. Das Gesetz mag uns zwar von Gewaltthaten zurückhalten; aber die Macht und Wirksamkeit unserer Grundsätze ist vermindert. Und diese Abweichung des Gemüths von der Praxis, der Liebe, und dem Begriff christlicher Lauterkeit, erstreckt daher nothwendiger Weise ihren Einfluß auf die andern Lebensumstände, und es ist theils aus dieser Ursache, daß die allgemeine Lasterhaftigkeit von Kriegsheeren entsteht. Das was man nicht im Krieg prakticirt hat, wird man auch wahrscheinlich nicht während des Friedens prakticiren; und es ist keine Hoffnung da, daß man die Frömmigkeit besitzen wird, die man weder liebt noch begreift.

Eine andere Ursache, wodurch der Krieg dem moralischen Charakter des Soldaten verderblich wird, ist die Untüchtigkeit, welche derselbe verursacht, die ruhige Geschäfte des Lebens zu betreiben. „Der Stand eines Soldaten," sagt Dr. Paley, „macht ihn fast immer zur Betreibung eines regelmäßigen Geschäfts untüchtig." Ueber die Frage, ob es besser wäre, daß aus drei Bewohnern einer Dorfschaft, einer ein Soldat und zwei Haushälter wären, oder sie zuweilen Alle beides wären, sagt er, daß durch die letztere Einrichtung das Land drei rohe Soldaten und drei müßiggängerische und lasterhafte Landmänner erhalten würde. Krieg kann nicht fortwährend sein. Soldaten müssen zuweilen Bürger werden; und Bürger, welche zu einem regelmäßigen Geschäft untüchtig sind, werden Müßiggänger; und diejenigen, welche müßig sind, werden kaum tugendsam sein. Ein politisches Unternehmen wie ein Krieg, welcher am Ende die Gemeinheit mit fünfzig oder hundert tausend solcher Menschen überschüttet, muß nothwendiger Weise ein ungeheueres Uebel für einen Staat sein. Es wäre eine unglückliche Vertheidigung zu behaupten, daß Soldaten nicht müßiggängerisch werden bis der Krieg beendigt ist, oder bis sie die Armee verlassen. — Menschen dadurch vom Müßiggang halten, daß man sie beschäftigt, anderer Menschen Glieder und Körper zu zerhauen, ist wenigstens eine außerordentliche Oekonomie; und die Lasterhaftigkeit bleibt; denn unglücklicher Weise, wenn der Krieg Soldaten beschäftigt hält, so behält er sie nicht tugendhaft.

Durch eine besonders unglückliche Uebereinstimmung, wird das den Krieg begleitende moralische Uebel, durch das nachherige System des halben Soldes, fortwährend erhalten. Wir bekümmern uns nichts um dieses System, in Bezug auf politische oder Geld betreffende Rücksichten; aber es ist einleuchtend, daß diejenigen, welche vom Krieg zurückkehren, mit den Grundsätzen und Gewohnheiten des Krieges, sich wahrscheinlich weder durch ein Leben ohne nothwendige Beschäftigung oder einen ausdrücklichen Zweck, bessern werden. In folge dieses Systems, giebt es tausende von Menschen, in der Blüthe ihres Lebens, die ohne einen solchen Zweck oder Beschäftigung leben. Dies würde ein Uebel sein, wenn es irgend einer Classe von Menschen widerfähre, aber für Menschen, die Soldaten gewesen sind, ist es ein besonders großes. Derjenige, dessen Sinn in Bezug auf moralische Verbindlichkeit durch Umstände seines frühern Lebens geschwächt worden ist, und dessen früheres Leben Gewohnheiten der Abneigung gegen regelmäßigen Beschäftigung veranlaßt hat, ist der Mensch, vor allen andern, in Betreff dessen, es für das Interesse der Tugend unglücklich ist, wenn er durch „halben Sold" erhalten wird. Wenn der Krieg Untüchtigkeit für regelmäßige Beschäftigung veranlaßt hat, so betreibt er solche nicht; wenn derselbe ihn mit Lasterhaftigkeit vertraut gemacht hat, so wird er wenig von der Tugend in Schranken gehalten werden. Und die Folgen, Menschen unter solchen Umständen der Gesellschaft zu übergeben, und dies in einer Zeit ihres Lebens, wenn das Gemüth thätig und rastlos und die Leidenschaften stark sind, müssen nothwendiger Weise schlimm sein. Ein Offizier, der die Armee mit dem bloßen Einkommen verläßt, welches das Land ihm erlaubt, findet oft Schwierigkeit genug, den Charakter eines Gentleman aufzuhalten. Aber ein Gentleman will er sein; aber derjenige, welcher sich entschließt reich zu erscheinen, während er arm ist, der sein Vermögen nicht durch Gewerbfleiß vermehrt, und der schlecht gelernt hat, sich durch Grundsätze zu beschränken, überredet sich oft leicht, Pläne von sehr zweifelhafter Redlichkeit zu verfolgen.

In Wahrheit, vermöge seines besondern Gesetzes, des „Ehrengesetzes," wird die Ehrlichkeit nicht erfordert.

Ich weiß nicht, ob es staatsklug ist, derjenige, der eine Offizierstelle bekleitet hat, zu entschuldigen, ein Rechnungsbuch oder Ellenmaß zu gebrauchen; aber indem, daß dadurch man auf diese Weise ein „millitärischer Gentleman" wird, die Zahl derjenigen, welche ihr Betragen nach dem Ehrengesetz ordnen, vermehrt wird, so ist die Regel nothwendiger Weise in ihren Folgen eine verderbliche. Wenn man bedenkt, daß dieses Gesetz „Ruchlosichkeit, Vernachlässigung des öffentlichen Gottesdienstes und der Privatandacht, Grausamkeit gegen Dienstboten, strenge Behandlung von Pächtern und andern Untergebenen, einen Mangel an Mildthätigkeit gegen die Armen, Schaden zu Handelsleuten durch Zahlungsunfähigkeit und Aufschub der Bezahlung, mit zahllosen dergleichen Beispielen, gestattet;" daß es „vielfältig der zügellosen Befriedigung der Leidenschaften günstig ist;" daß es Ehebruch, Trunkenheit, Verschwendung, das Duelliren, und

die äußerste Rache, gestattet:" *) — wenn man alles dies bedenkt, so ist es offenbar, daß diejenigen, welche ihr Betragen durch die Maximen eines solchen Gesetzes reguliren, als eine Classe, unvermeidlich auf eine niedere Stufe in der Moral herabgesetzt werden müssen.†)

Wir dringen auf diese Dinge, weil sie die Folgen des Krieges sind. Es ist uns nichts an „halben Sold," oder am „Ehrengesetz" gelegen, sondern mit dem Krieg haben wir es zu thun, welcher das Uebel des ersteren fortsetzt, und das des letzteren verursacht. Soldaten mögen verdorben sein—und an einen Theil ihrer Verdorbenheit sind sie ohne Zweifel Schuld; aber ein Theil derselben ist auch ihr Unglück. Das ganze Uebel muß dem Krieg zugeschrieben werden; und wir behaupten, daß dies ein mächtiges Zeugniß gegen denselben ist, ob man nun dasselbe auf die abstracte Frage seiner Rechtmäßigkeit oder auf die praktische Frage seiner Zweckmäßigkeit bezieht. Das kann schwerlich rechtmäßig sein, welches nothwendiger Weise solche schreckliche Verdorbenheit verursacht. Das kann schwerlich zweckmäßig sein, welches der Tugend, und folglich dem Staat so nachtheilig ist.

Die Kriegsordnung fordert unbedingten Gehorsam von einem jeden Soldaten gegen seinen Vorgesetzten; und dieser Gehorsam wird von jedem Grade des Ranges gegen den über demselben gefordert. Dieses System mag für feindliche Operationen nothwendig sein, aber ich erachte, daß es unstreitig geistiger und moralischer Ausbildung zuwider ist.

Eben die Natur des unbedingten Gehorsams folgert die Entsagung des Gebrauchs der Vernunftkräfte. Wenig mehr wird von dem Soldaten verlangt, als daß er gehorsam und tapfer sei. Sein Gehorsam ist der eines Thiers, welches mit einem Treibstock und Gebiß angetrieben wird, — er darf seine eigene Einsicht und Willen nicht gebrauchen: und seine Tapferkeit ist die eines Kettenhundes, der mit irgend einem andern Hund kämpft, der ihm entgegengestellt wird.—Es ist einleuchtend, daß an einem solchen Dienst das Erkenntnißvermögen und der Verstand wenig Theil haben. Nun erachte ich, daß dies von Wichtigkeit sei. Derjenige, der aus irgend einem Beweggrund die Leitung seines Betragens unbedingt an einen Andern abtritt, kann gewiß nicht jene Geradheit und Unabhängigkeit des Gemüths, jenes männliche Bewußtsein der Geistesfreiheit, beibehalten, welches eines der größten Vorrechte unserer Natur ist. Das vernünftige

---

*) Dr. Paley.

†) Es ist etwas sehr Unmännliches und Feiges in einigen der Maximen dieses Ehrengesetzes. Wie unähnlich der Tapferkeit und Männlichkeit des wahren Muthes sind die Beweggründe deßjenigen, der sich duellirt. Er nimmt gewöhnlich eine Herausforderung an, weil er sich fürchtet, solche abzulehnen. Die Frage mit ihm ist, ob er die Pistole oder den ihm schrecklichen Schelblick der Welt am meisten fürchtet; und sein Betragen wird durch den überwiegenden Einfluß einer dieser Gegenstände der Furcht bestimmt. Wenn mir gesagt wird, daß er sich vielleicht nicht vor dem Tod fürchtet, so antworte ich, daß wenn er den Tod eines Duellisten nicht fürchtet, so sind seine Grundsätze zu jenem Abgrund der Verdorbenheit gesunken, aus welchem nichts als die Dazwischenkunft der Allmacht sie wiederherstellen kann.

Wesen wird in dem intellectuellen Maßstab herabgesetzt, ein Eingriff wird auf seine rechtmäßige Freiheit gemacht. Gott hat uns, Jedem insbesondere, Fähigkeiten für die Einrichtung unseres persönlichen Betragens gegeben. Die Leitung desselben, daher, der Willkühr eines Andern zu überlassen, scheint eine unmännliche und nicht zu rechtfertigende Abtretung der uns von ihm bewilligten Vorrechte zu sein. Sich einfach auf die Schlüsse der Vernunft berufend, so erachte ich jene Schlüsse würden sein, daß militärischer Gehorsam dem Gemüth schädlich sein müsse. Und wenn man von Schlüssen zu Thatsachen schreitet, so glaube ich unsere Schlüsse werden sich bestätigen. Ist der militärische Charakter ein durch intellectuelle größe ausgezeichneter? Ist er nicht ein durch intellectuelle Geringheit ausgezeichneter? Ich rede hier natürlich von der Verstandesübung, und ich glaube, daß wenn man um sich her blickt, man keine Classe von Menschen von gleichem Rang in der Gesellschaft findet, die denselben weniger rühmlich, oder der menschlichen Natur weniger zur Ehre üben, als der Militärstand.*) Ich schreibe jedoch den Mangel an intellectueller Bildung nicht dem unbedingten Gehorsam, den das Kriegsleben fordert, allein zu. Auch gebe ich zu, daß der Soldat nicht so viel an diesem Mangel Schuld ist, als die Umstände denen er unterworfen ist. Auch muß man dieses Uebel seinem rechten Urspung zuschreiben. Unsere Handlungen der Leitung eines fremden Willens zu überlassen, ist uns durch Krieg so zur Gewohnheit geworden, und ist mit so manchen Vergesellschaftungen vermischt, die uns mit demselben versöhnen, daß ich befürchte, der Leser möchte ihn nicht hinlänglich nach seinem abstracten Verdienst betrachten. Laß ihn bedenken, daß man sich in nichts als in Kriegesangelegenheiten einem solchen Willen unterwirft.

Die Sache ist von noch größerer Wichtigkeit, wenn militärischer Gehorsam von uns fordert, auf unsere moralische Agentschaft zu verzüchten,— wenn derselbe das von uns fordert, was nicht allein unserm Willen, sondern unserm Gewissen zuwider ist. Und derselbe fordert dies: Der Soldat muß gehorchen, wie strafbar der Befehl auch sein mag, und wie strafbar er weiß, daß derselbe sei. Es ist gewiß, daß manche derjenigen, welche Kriegsheeren angehören, Thaten begehen, die sie schlecht zu sein glauben, und die sie bloß der Verbindlichkeiten wegen, die ihnen das Kriegsleben auferlegt, begehen. Obschon ein Soldat bestimmt glaubt, daß der Krieg ungerecht sei, obschon er überzeugt ist, daß sein besonderer Theil des Dienstes gräßlich strafbar sei, so muß er denoch fortfahren — den Zweck der Un-

---

*) Diese Untergeordnetheit findet man vielleicht weniger auffallend bei dem gemeinen Soldaten, als unter seinen Vorgesetzten. Beschäftigung in verschiedenen Zuständen, oder in fremden Ländern, und die folgliche Erwerbung von Unterricht, macht oft den gemeinen Soldaten, dem Arbeiter und Handwerker an Kenntnissen überlegen, eine Ueberlegenheit, welche natürlich nicht ähnlicher Weise unter Männern von Bildung stattfindet.

Ich möchte hier den Leser bitten, sich der in der Vorrede gedachten Beschränkungen in Bezug auf die Anwendung irgend welcher scheinbaren Strenge unserer Bemerkung, zu erinnern.

gerechtigkeit und des Raubs verfolgen; er muß an der Schuld Theil haben, und selbst ein Räuber sein. Wenn man so viel von seinen Grundsätzen aufgeopfert hat, was bleibt uns dann noch von denselben übrig? Wenn wir allen Gebrauch unserer Begriffe von Gutem und Bösem fahren lassen, zu welchem Zweck ist uns das Wahrnehmungsvermögen gegeben worden? Es wäre eben so gut keinen Begriff von Recht und Unrecht zu besitzen, als uns selbst von der Befolgung oder der Verwerfung derselben zu verhindern. Einige der größten Vorrechte, welche der Himmel der Menschheit verliehen hat, zu verlassen, sich der Annahme derselben zu weigern, und dieselben, sozusagen, dem Geber zurückwerfen, kann gewiß wenig anders, als das Heilige nicht achtend, sein. Derjenige, der sein Talent verbarg, wurde vor Alters für seine Gottlosigkeit gestraft. Was ist dann die Missethat desjenigen, der sich weigert, ein solches zu empfangen? Für eine solche Verzichtleistung auf unsere moralische Agentschaft wird nicht in Bezug auf irgend einen andern Umstand im menschlichen Leben gestritten, noch wird eine solche geduldet. Der Krieg allein steht auf dieser Zinne der Verdorbenheit. Derselbe allein hat uns in seinem Vorrang des Frevels gesagt, daß er selbst die Verpflichtung, tugendhaft zu sein, aufgehoben habe.

Zu welchem Zustand ist ein vernünftiges und verantwortliches Wesen herabgesetzt, das gute oder böse, schädliche oder nützliche Handlungen auf das Wort eines Andern begeht? Ich kann mir keine tiefere Herabwürdigung denken. Es ist die tiefste, die äußerste Entwürdigung der sittlichen Natur. Es ist dies, wenn man ihm den Kriegsprunk abzieht; und wenn man ihm diesen Prunk beifügt, ist es nichts mehr. Gewißlich, die Würde der Vernunft, und das Licht der göttlichen Offenbarung und unsere Verantwortlichkeit gegen Gott, sollten uns bewegen, Bedenken zu tragen, ehe wir die freiwilligen Unterthanen dieses abscheulichen Systems werden.

Ich weiß in Wahrheit nicht, unter welchen Umständen der Verantwortlichkeit ein Mensch annimmt, daß er sich befinde, der auf diese Weise seinen Sinn von Recht und Pflicht verletzen und verlassen kann. Er ist für seine Handlungen entweder verantwortlich oder nicht, und die zu entscheidende Frage ist eine wichtige. Das Christenthum hat gewiß nie irgend welcher Fälle erwähnt, in Betreff derer, persönliche Verantwortlichkeit aufhört. Wenn es solche Fälle zuläßt, so hat es uns wenigstens nichts davon gesagt; aber es hat uns ausdrücklich und wiederholt gesagt, daß es persönlicher Gehorsam fordere, und persönliche Verantwortlichkeit einschärfe. Es hat keine Ausnahmen in Bezug auf die Einschärfung seiner Verpflichtungen gemacht, sei es nun von uns gefordert, dieselben zu vernachlässigen oder nicht; und ich kann in dessen Bestätigungen keine Ursache entdecken, annehmen zu dürfen, daß es in seinem endlichen Urtheil die Entschuldigung annehmen wird: daß ein anderer von uns gefordert hat, das zu thun, was es von uns gefordert hat, zu unterlassen. — Aber es mag gefürchtet, es mag geglaubt werden, daß, wie wenig auch immer die Religion von der Verantwortlichkeit derjenigen nachläßt, welche zu gehorchen haben, sie denjenigen, welche befehlen, nicht ein

wenig auferlegt. Diese, wenigstens, sind für die Greuel des Krieges verantwortlich; ausgenommen, fürwahr, es sagt mir irgend Jemand, daß Verantwortlichkeit Niemand auferlegt sei; daß das, welches für einen andern Menschen gottlos wäre, für einen Soldaten harmlos sei, und daß der Himmel den Kriegsführern ein Vorrecht gewährt habe, vermöge dessen, das Verbrechen sich keine Schuld auflade, und keine Strafe erhalte.

Es scheint mir, daß der Gehorsam gegen willkührliche Gewalt, den der Krieg fordert, mehr von dem Charakter des knechtischen Wesens, und sogar von dem der Sclaverei besitzt, als man anzunehmen gewöhnt ist; und indem ich erachte, daß diese Betrachtung billiger Weise unsere Gefühle für Unabhängigkeit berühren mag, wie wenig auch immer höhere Rücksichten unsere Gewissen berühren mögen, so möchte ich mir ein paar Sätze über den Gegenstand erlauben. Ich muß bekennen, daß wenn ich eine Compagnie Männer in regelmäßiger Montur, von gleicher Farbe, in Reihe und Glied gestellt, in einer Stellung des Gehorsams sehe, sich auf das Wort eines Andern lenkend und gehend, bald die Stellung eines Gliedes und bald einen Fußknöchel verändernd, — ich mich gedemüthigt und beschämt finde. Ich finde mich gedemüthigt und beschämt, wenn ich an die Fähigkeiten und Aussichten des Menschen denke, und sehe wie er also zur Willfährigkeit einexercirt und zur Maschine gebildet wird. Ich weiß nicht, ob man mich beschuldigen wird, daß ich mich mit unnützen Gesinnungen befasse und einer noch unnützern Affectation willfahre. Wenn ich mir ungewöhnliche Sprache über den Gegenstand erlaube, so bedenke man, daß der Gegenstand selbst ein ungewöhnlicher ist. Ich bin willig meine Affectation und Gesinnungen zu widerrufen, wenn der Leser mir irgend einen Fall im Leben zeigt, der dem gleich ist, auf den ich sie angewendet habe.

Niemand bezweifelt, daß militärische Gewalt eine willkührliche sei. Das, was eine Armee regiert, sagt Paley, ist Despotismus; und die Unterthanen despotischer Gewalt nennt man Sclaven. Dennoch mag ein Mensch unter einem eigenmächtigen Fürsten leben, und der Sclaverei bloß ausgesetzt sein; er mag in Betreff seiner Person, unbeschwert, und in Betreff seiner Freiheit, ungehemmt leben und sterben. Aber der Despotismus einer Armee ist ein thätiger Despotismus, und ein Soldat ist praktisch und persönlich ein Sclave. Gehorsam gegen willkührliche Gewalt ist das Geschäft seines Lebens. Der Wille des Despoten ist Regel seiner Handlungen.

Es ist umsonst zu behaupten, daß wenn dies Sclaverei sei, so sei ein Jeder, der für einen Andern arbeite, ein Sclave. Es ist ein Unterschied zwischen der Unterworfenheit eines Soldaten, in der das Wesen der Sclaverei besteht, und der aller anderer Arbeiter. Wenn ich meinem Diener gebiete eine bestimmte That zu verrichten, so steht es ihm frei, wenn er die That als eine unschickliche betrachtet, oder, wenn er aus irgend einer andern Ursache es für gut achtet, dieselbe nicht zu verrichten, seinen Gehorsam zu verweigern. Ich kann ihn zwar seines Deinstes entlassen, aber ich kann keinen Gehorsam erzwingen, noch ihn für seine Weigerung

strafen. Also wird der Soldat gestraft oder gezwungen. Es macht nichts aus, ob er freiwillig oder gezwungen in den Dienst getreten ist: ist er einmal in demselben, so wird von ihm gefordert, das zu thun, was seinem Willen und seiner Einsicht zuwider sein mag, und was oft in der That denselben zuwider ist. Wenn er den Gehorsam verweigert, so wird er schrecklich gestraft: sein Körper wird zerfleischt, und ihm das Fleisch vom Leib gerissen, und wenn er in seiner Weigerung verharrt, so mag er endlich erschossen werden. Auch ist es ihm nicht gestattet, den Dienst zu verlassen. Sein natürliches Recht, hinzugehen wo es ihm gefällt, dessen ihn andernfalls nichts als seine eigenen Missethaten berauben kann, ist ihm durch den Krieg versagt. Wenn er es wagt, dieses Recht in Ausübung zu bringen, so wird er als ein Verbrecher verfolgt, in Fesseln zurückgebracht, und jämmerlich für „Desertion" gepeinigt. Dieses erachtet man daher, sei Sclaverei.

Ich habe darum streiten gehört, daß ein Lehrling ebensowohl als ein Soldat, ein Sclave sei! aber man scheint zu vergessen, daß ein Lehrling der Obhut eines Andern übergeben ist, weil er nicht für sich selbst sorgen kann. Aber wenn auch der Stand eines Lehrjungen sein Leben hindurch dauern würde, so würde es der Einwendung wenig nützen. Weder Gebrauch noch Gesetz gestattet einem Meister, von seinem Lehrling zu verlangen, eine unsittliche That zu begehen. Es gibt nichts in seiner Autorität, das dem ähnlich ist, was ein Soldat nöthigt, das zu thun, was er überzeugt ist, daß gottlos und ungerecht sei. Auch kann kein Meister einen Lehrling durch solche Strafe, wie sie bei Soldaten gebräuchlich sind, zum Gehorsam zwingen. Selbst wenn seine Befehle billig sind, so darf er denselben nicht wegen Widerspänstigkeit, bis zur Ohnmacht peinigen, und ihn dann wieder mit Reizmitteln beleben, bloß um ihn wieder zu peinigen; noch weniger darf er ihn in ein Feld nehmen und erschießen. Und wenn sein Befehl ein lasterhafter ist, so darf er seine Nichtbefolgung desselben gar nicht strafen. Man führe den Despotismus, wodurch eine Armee regiert wird, in die Staatsregierung ein, und was würden Engländer dazu sagen? Sie würden einstimmig sagen: Engländer sind Sclaven.

Wenn diese Ansicht von militärischer Unterwürfigkeit unsern Stolz nicht berührt, so muß man dies jener Macht der öffentlichen Meinung zuschreiben, vermöge welcher uns alle Dinge miteinander verträglich scheinen; vermöge welcher Zustände, welche uns andernfalls ekelhaft und empörend sein würden, nicht allein erträglich, sondern angenehm gemacht würden. Man nehme den Einfluß der öffentlichen Meinung und den äußern Schein, von dem Zustand eines Soldaten hinweg, und was soll man denselben nennen? Man nenne denselben ein Zustand unerträglicher Herabwürdigung; — erbärmlicher Sclaverei. Aber die öffentliche Meinung, obschon sie eine Einwirkung auf unsere Gedanken haben mag, kann dennoch den Zustand der Dinge nicht ändern. Was auch immer unsere Gedanken über den Zustand eines Soldaten sein mögen, so hat er unstreitig seine sittliche sowohl als natürliche Freiheit der Herrschaft des-

potischer Gewalt übergeben. Er hat der gewöhnlichen Sclaverei, die Sclaverei des Gewissens beigefügt; und er ist deßhalb in einem doppelten Sinn ein Sclave.

Fragt man mich, warum ich also über die Beschaffenheit des militärischen Gehorsams klage, so antworte ich mit Dr. Watson, daß „aller Despotismus eine Verletzung des natürlichen Rechts ist; er ist eine Herabwürdigung der Menschenwürde, und sollte in keinem Fall praktizirt werden, noch sollte man sich demselben unterwerfen." — Ich antworte, daß der Gehorsam eines Soldaten, in der That, die Geradheit und Unabhängigkeit seines Gemüths niederdrückt; — Ferner antworte ich, daß derselbe eine Aufopferung seiner moralischen Agendschaft ist, welches seine Grundsätze schwächt und verdirbt, und welches unsere Religion ausdrücklich mißbilligt; und endlich und hauptsächlich antworte ich, daß ein solcher Gehorsam weder vertheidigt noch in denselben gewilligt wird, für irgend einen andern Zweck als den, der Betreibung des Krieges, und daß derselbe deßhalb ein mächtiges Zeugniß gegen das einsame System ist, das denselben fordert. Ich bezweifle die Nothwendigkeit des Despotismus im Kriegswesen nicht; es ist deßhalb, daß ich weiß, daß derselbe nothwendig ist, daß ich darauf anspiele; denn ich behaupte, daß irgend etwas, das einen solchen Despotismus und die darauf folgende Herabwürdigung und Lasterhaftigkeit nothwendig macht, an sich selbst schlecht und mit den Grundsätzen des Christenthums gänzlich unverträglich sei.*)

Doch weiß ich nicht, ob in dessen Einfluß auf den militärischen Charakter, das größte moralische Uebel des Krieges zu suchen sei. Auf die Gemeinheit ist zwar dessen Einfluß weniger sichtbar, indem diejenigen, welche die untergeordneten Gegenstände seines unmoralischen Einflusses sind, nicht so hart davon berührt werden, als die unmittelbaren Agenten der Ausbreitung desselben. Aber was auch immer dem Grade des Uebels noch mangelt, wird vielleicht durch dessen Größe mehr als ersetzt. Der Einfluß ist wie der eines beständigen und schädlichen Dunstes; man achtet denselben nicht, noch nimmt man ihn wahr, aber insgeheim untergräbt er das sittliche Wohl.

Jederman weiß, daß das Laster ansteckend ist. Die Verdorbenhei eines Menschen hat immer die Tendenz, seine Nachbarn zu verderben; und es erfordert deßhalb keinen ungemeinen Scharfsinn zu entdecken, daß die ungeheure Masse von Unsittlichkeit und Verbrechen, welche durch einen Krieg angehäuft werden, einen mächtigen Einfluß haben, das Publikum zu demoralisiren. Aber es ist ein Umstand mit dem schädlichen Einfluß

*) Ich mag kaum auf die abscheuliche Praxis, Menschen zum Seedienst zu zwingen, anspielen, indem es Manche gibt, welche dieselbe beklagen, und mißbilligen. Ob sie auch zum Krieg nothwendig sei, weiß ich nicht: vielleicht ist sie nothwendig; und wenn sie ist, so begehre ich kein anderes Zeugniß gegen das System, welches sie erheischt. Ein solcher Eingriff auf die natürlichen Rechte des Menschen, eine solche abscheuliche Anmaßung von willkührlicher Gewalt, und eine solche Verletzung eines jeden Grundsatzes von Recht, kann nicht möglicher Weise zu einem System nothwendig sein, welches das Christenthum billigt.

des Krieges Verbunden, der denselben besonders wirksam und gehässig macht. Es ist, daß man den Einfluß nicht fürchtet und haßt, und sich nicht dagegen schützt. Andere lasterhafte Einflüsse schleichen sich verstohlener Weise in unsere Gemüther ein; aber diesen empfängt man mit offenen Armen. Wenn ein Verbrecher ein Beispiel von Verdorbenheit und Gewaltthätigkeit an den Tag legt, so ist es wenig wahrscheinlich, daß man dadurch schlechter gemacht wird, indem man sein Betragen nicht liebt oder nicht billigt. Aber aus welcher Ursache es auch immer geschieht, das ganze Kriegssystem ist der Gegenstand unseres Vergnügens und unserer Freude; und es ist deßhalb, daß das Unheil desselben so unermeßlich ist. Wenn der Soldat, der mit dem Blutvergießen vertrauten Umgang hat, und sich in demselben freut, etwas von seiner christlichen Gemüthsstimmung verliert, so verliert der Bürger, der sich auch nicht mit Blutvergießen beschäftigt, aber in dem Frohlocken einstimmt, auch etwas von seiner derartigen Gemüthsstimmung. Wenn derjenige, der eine Stadt verwüstet und dessen Einwohner plündert, seine Grundsätze der Redlichkeit schwächt, so verliert derjenige, der die Gewaltthat billigt und lobt, auch etwas von seiner Rechtschaffenheit und Wohlthätigkeit. Man gesteht diese Wahrheiten, wenn sie auf andere Fälle angewendet werden. Man ist einstimmig darüber, daß eine öftere Wiederholung der Todesstrafe eine Tendenz hat, die Menschen gefühllos zu machen, sie gegen menschliches Leiden zu verhärten, und ihre moralischen Grundsätze zu verderben. Und dieselbe Wirkung wird nothwendiger Weise durch den Krieg hervorgebracht, in welchem die Vernichtung des Lebens ungleich größer ist, und in Betreff dessen unser Abscheu ungleich geringer ist. Die einfache Wahrheit ist, daß uns Dinge gefallen und wir ein Vergnügen daran haben, welche unverträglich mit dem Christenthum sind, und daß unsere Gemüther daher der Liebe zu demselben entfremdet werden. Man kann keine völlige Zuneigung zu „zwei Herren" haben. Wenn man den Krieg liebt und Vergnügen daran hat, so ist es kaum wahrscheinlich, daß man die Gesinnungen, welche das Christenthum einflößt, liebt, oder Vergnügen an denselben hat. — Und das Uebel ist in seiner eigenen Natur von fast allgemeiner Wirkung. Während eines Krieges wird ein ganzes Volk mit dem äußersten Uebermaß von Greuelthaten mit dem höchsten Grad menschlicher Gottlosigkeit bekannt — und sie freuen sich und frohlocken über dieselben, so daß es vielleicht nicht eine aus hundert Personen gibt, die während eines zehnjährigen Krieges nicht etwas von ihren christlichen Grundsätzen verliert.

Die Wirkung des Systems, den Begriff von christlichen Grundsätzen, die Liebe zu denselben, und die Wirksamkeit derselben, in den Gemüthern der Menschen zu hindern, welche die Natur und Verpflichtungen derselben wissen, bedarf wenig Erklärung. Man sieht oft, daß das Christenthum nicht mit dem System übereinstimmen kann, aber die Ueberzeugung wirkt nicht oft auf unsere Gemüther. In einer Rede des Bischof Watson in dem Oberhause, kommen folgende Worte vor: „Wollte Gott, meine Herren, daß der Geist der christlichen Religion seinen Einfluß auf die Herzen

von Personen in der Verwaltung ihrer öffentlichen Aemter ausüben möchte; dann werden Rachgier, Habsucht und Ehrgeiz, welche die Erde mit dem Blut ihrer Kinder gedüngt haben, von den Räthen der Fürsten verbannt werden, und es würde kein Krieg mehr geben. Die Zeit wird kommen— der Prophet hat es gesagt, und ich glaube es — die Zeit wird gewiß kommen, wenn — buchstäblich geredet — eine Nation ihre Hand nicht mehr gegen eine andere erheben wird. Niemand wird sich mehr freuen, meine Herren, als ich, die Zeit zu erleben, wenn der Friede von dem Gehorsam gegen die Wohlthätigen Grundsätze des Evangeliums, abhängen wird." Dies ist eine Sprache. die einem Christen geziemt. Würde man geglaubt haben, daß eben derselbe Mann, dem Schießpulver, freiwillig und emsiglich, beinahe eine Hälfte seiner Gewalt zugefügt hätte, damit die Kugel, die zuvor nur sechs Mann tödtete, nun zehn tödten mochte; und daß er dies that, während er wußte, daß es der Zweck war, dadurch größeres Verderben zu verbreiten, und blutigere Schlachten zu schlagen? Aber vor Allem, würde man geglaubt haben, daß er seine Erfindung als ein Zeugniß seines Scharfsinns aufzeichnete, und dieselben in das Buch eintrug, welches die Erklärung enthält, welche wir angeführt haben.

Dieselben Folgen verbinden sich mit dem Einfluß des persönlichen Charakters des Soldaten. Was auch immer jener Charakter sein mag, wenn er solchen seinem Stand verdankt, so beachtet man denselben selten mit Abneigung. Man sieht ihn als einen Mann an, dessen Ehre und Muth seine „verzeihlichen Fehler vergüten." Wenn er lebhaft und höflich ist, so fragt man nicht nach seiner Tugend, und bekümmert sich nichts um seine Ruchlosigkeit. Man sieht den Seeman als einen braven und edeln Kerl an, dem man billiger Weise drollige Ausgelassenheit und seemänische Ausschweifungen erlauben darf — Ausschweifungen, welche, in der ausbezahlten Mannschaft eines Kriegsschiffs, zuweilien belebt zu sein scheinen von

—dem üppig gefallenen Geist,
Dein wollüstigsten Incubus.

Man ist jedoch sehr durch dieselben belustigt. Des Seemannes kaltsinnige und plumpe Laster sind uns sehr unterhaltend; und wofern, daß er uns unterhält, so sind wir in Betreff seiner Laster gleichgültig. Daß einige Menschen gottlos sein sollten, ist schon schlimm genug—daß Manche ein Wohlgefallen an der Gottlosigkeit haben sollten, ist vielleicht noch schlimmer. Man mag sich mit Träumen in Betreff seiner eigenen Tugend schmeicheln, aber jene Tugend ist sehr zweifelhaft — jene Grundsätze sind sehr unwirksam, welche uns gestattet Vergnügen zu schöpfen aus dem Nachsinnen über menschliche Verdorbenheit, mit welcher „Ehre oder Muth" auch immer jene Verdorbenheit verbunden sein mag. Solche Grundsätze und solche Tugend leisten jedenfalls wenig Widerstand gegen Versuchung. Eine Abscheu vor der Gottlosigkeit ist mehr als das Außenwerk einer Sit-

tenfestung. Derjenige, der das Laster nicht haßt, hat demselben die Thüre zu dessen Eingang geöffnet.*)

Ich erachte nicht, daß diejenigen, welche ein Anliegen in Bezug auf die Tugend und das Glück der Welt haben, die Erbitterung von Parteien und die rastlose Feindschaft, welche durch den Krieg verursacht werden, als geringe Uebel betrachten. Wenn irgend etwas dem Christenthum zuwider ist, so ist es Wiedervergeltung und Rachsucht. In der Verpflichtung, diese Gesinnungen zu bezähmen, besteht in einem großen Maße die charakteristische Versöhnlichkeit des Christenthums. Das ganze Wesen und der Geist unserer Religion sind mit der Rachsucht unvereinbar. Das ganze Wesen und der Geist des Krieges nähren die Rachsucht; und wie groß muß daher deren gegenseitiger Widerstreit sein? Daß der Krieg diese Leidenschaften erregt, braucht nicht bewiesen zu werden. Wenn man einen Krieg beabsichtigt, oder wenn man einen solchen begonnen hat, was sind die Bestrebungen der Beförderer desselben? Sie feuern uns mit jedem Kunstgriff der Aufregung zum Haß und der Feindseligkeit an. Flugschriften, Anschlagzettel, Zeitungen, Spottbilder,— jedes Mittel benutzt man, uns zum Zorn zu reizen. Ja, schrecklich wie es ist, die Kanzel ertönt mit feierlichen Reden, um unsern trägen Unwillen zu erregen, und uns zum Blutvergießen zu reizen. — Und auf diese Weise wird die unchristlichste aller unserer Leidenschaften, die Leidenschaft, welche es am meisten der Zweck unserer Religion ist, im Zaum zu halten, aufgereizt und gepflegt. Das Christenthum kann unter solchen Umständen nicht gedeihen. Je wirksamer man zum Krieg angereizt wird, je näher kommt man dahin, die Gesinnungen, welche unsere Religion einflößt, zu verlöschen. Der Krieg und das Christenthum sind wie die einander entgegengesetzten Endpunkte einer Wage, wovon der eine dadurch sinkt, daß der andere sich erhebt.

Dies sind die Folgen, welche einem Staat Krieg schrecklich machen. Blutvergießen und Verwüstung sind schrecklich genug, aber die daraus entstehende Uebel sind die größten. Es sind die unsittlichen Gefühle, welche der Krieg verbreitet — es ist die Verderbniß der Grundsätze, welche die größe des Unheils ausmachen.

Es gibt eine Art der Feindseligkeit, welche der Krieg gestattet und ermuthigt, die durch besondere Gräßlichkeit ausgezeichnet zu sein scheint; ich meine die privilegirte Caperei.

Wenn es erwiesen werden könnte, daß der Krieg nothwendig oder recht sei, so erachte ich, daß dies wenigstens nicht zu vertheidigen wäre. Es sollte gewiß genug sein, daß eine Armee die andere niedermachte, und eine Flotte die andere zerstörte, ohne persöhnliche Habsucht zu bewaffnen, um

*) Alle besonnenen Menschen geben zu, daß dies wahr sei, in Bezug auf den Einfluß jener Novellen, die den lasterhaften Charakter mit anziehenden Dingen zieren. Sie geben zu, daß unser Gefallen an diesen Dingen, unsern Haß gegen die Laster, welche dieselben begleiten, vermindert. Und dasselbe ist ebenfalls wahr in Bezug auf den Krieg; mit dem Unterschied, zwar, der wahrscheinlich zwischen den Einfluß erdichteter Laster und dem der Laster des wirklichen Lebens obwaltet.

Privatleute zu plündern, und also Raub gesetzmäßig zu machen, weil er nicht an unsern Landsleuten begangen wird. Wer sind die Opfer dieses Raubs, und was sind dessen Folgen? Fügt derselbe unsern Feinden irgend welchen Schaden zu, ausgenommen den Ruin derjenigen, welche vielleicht gerne unsere Freunde gewesen wären? — Derjenigen, welche nur durch den Willen ihrer Regenten zu Feinden gemacht werden, und welche ihren Handel mit keiner andern Sorge in Bezug auf den Krieg treiben, als wie sie den Räubereien, welche derselbe genehmigt, entrinnen mögen. Die Caperei kann kaum auch nur den Verdienst, daß sie öffentliches Unheil anrichtet, für sich vorschützen. Einem Kaiserthum wird durch das Elend und Nothleiden einiger seiner Bürger wenig Schaden zugefügt. Die Räuberei mag zwar in einem solchen Umpfang getrieben werden, und solche Mengen mögen geplündert werden, daß der Ruin von Personen Armuth auf einen Staat bringen mag. Aber auf ein solches Unheil kann der Caperer selten hoffen: und was für eine Praxis ist das, deren einziges Thema zu ihrer Vertheidigung, die Größe ihres Unheils ist!

Aber es gibt eine noch schrecklichere Betrachtung: — Der Caperer ist nicht bloß ein Räuber, sondern auch ein Mörder. Wenn er sein Opfer nicht auf eine andere Weise plündern kann, so ist Menschenleben seinem Raub kein Hinderniß. Raub ist sein Zweck, und sein Zweck ist er entschlossen zu erreichen. Auch hat er die gewöhnliche Entschuldigung, Blut zu vergießen, nicht zu seiner Vertheidigung. Seine Regierung fordert dies nicht von ihm: er macht keinen Anspruch auf Patriotismus, sondern er raubt und mordet aus eigener Wahl, und einfach um Gewinn. Der Soldat macht eine schlechte Schutzrede, wenn er den Befehl seines Obersten vorschützt, aber der Caperer kann keinen solchen Befehl vorschützen; und mit keinem andern Zweck als Raub, sucht er kaltblütig eine Bande Raufbolde, die gewissenlos genug sind zu rauben, und wild genug zu morden, und thut einen Ausfall mit demselben auf die See, wie ein Tiger in einer Wüste, und wie Tiger auf Raub ausgehend. Von dem Christenthum zu reden, als gestatte es ein solches abscheuliches Verfahren, folgert eine beklagenswürdige Albernheit, oder eine noch beklagenswürdigere Gottlosigkeit. Ich will jedoch hoffen, daß derjenige, der ein Caperschiff ausgesendet, mehr Schamgefühl hat, als auf Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit Anspruch zu machen. — Will er ein Räuber und Mörder sein, so laß ihn wenigsten kein Heuchler sein; denn es ist Heuchelei für solche Menschen, auf Religion oder Moral Anspruch zu machen. Derjenige, der die Unterthanen eines andern Landes auf eine solche Weise beraubt, braucht nichts als Straffreiheit, um ihn zu veranlassen, seinen Nachbar zu berauben: er wird nicht von Grundsätzen in Schranken gehalten.

Ich kann nicht einsehen wie es kommt, daß Menschen vorgeben können, sich mit dem Christenthum zu befassen, während sie solche ungeheure Gottlosigkeit genehmigen oder befördern. Es ist hinlänglich gewiß, daß was sie auch immer in Bezug auf dasselbe vorgeben mögen, es in ihrem Lebenswandel nicht wirksam ist. Solche Menschen mögen von Religion spre-

chen, aber sie besitzen dieselbe nicht, und achten sie auch nicht; und obschon ich diejenigen nicht in einem solchen Tadel einschließen möchte, welche, ohne unmittelbare oder entfernte Theilnahme an dem Frevel, denselben mit heimlichen Beifall ansehen, weil er ihren „Feinden" schadet, so möchte ich ihnen dennoch zu bedenken geben, ob ihre moralischen Grundsätze auf jenem Grad in dem Maßstab der Lauterkeit und Wohlthätigkeit stehen, welche die Religion einschärft.

Man hört oft, während eines Krieges, von Hülfsgeldern, welche eine Nation einer andern für den Gebrauch einer Armee bewilligt; und von diesem hört man, ohne auch nur davon gerührt zu werden, ausgenommen vielleicht durch Freude über die größere Wahrscheinlichkeit eines Sieges, oder von Zorn, daß unser Geld ausgegeben wird. Jedoch, gewiß, wenn man einen solchen Handel für einen Augenblick überlegt, so wird man vernehmen, daß unsere erste und tiefste Rührung Abscheu sein sollte. — Zehntausend Männer borgen, die nichts von unserm Streit wissen, und sich nichts darum bekümmern, um uns zu helfen unsere Mitmenschen umzubringen! Ihren Landesherrn mit Guineen (guineas) für ihre Hülfe bezahlen! Wohl hat man ausgerufen,

> Krieg ist ein Spiel, womit, wären ihre Unterthanen klugt,
> Könige nicht Spielen würden.

Ein König verkauft seine Unterthanen, wie ein Bauer sein Vieh verkauft, und sendet dieselben, ein Volk zu vernichten, welches, hätte es ein höheres Gebot gethan, er vielleicht dieselben gesandt hätte zu vertheidigen. Daß Könige dies thun sollten, mag uns kränken, aber es darf uns nicht erstaunen: die Habsucht ist so gewissenlos gewesen unter geringern Ständen; der mögliche Frevel persönlicher Gottlosigkeit ist vielleicht ohne Schranken. Daß aber eine große Zahl Personen, mit menschlichen Gefühlen und menschlicher Vernunft, kaltsinnig dem Handel zu ihrem Verkauf zuhören, die Guineen, welche für ihr Blut bezahlt werden, berechnen, und dann ruhig nach dem Ort geführt werden sollten, wo sie Leute tödten sollen, gegen welche sie keine Feindschaft haben, ist einfach wunderbar. Mit was hat die Hartnäckigkeit der Gewohnheit die Menschheit nicht versöhnt! Ich habe keine Fähigkeit, mir einen Begriff von einem Fall von Sclaverei zu machen, wenn es geläugnet wird, daß dies Sclaverei sei. Menschen sind in einem andern Welttheil verkauft worden, und England ist dadurch betroffen und bewogen worden, Einspruch zu thun; dennoch wurden diese Menschen nicht verkauft, um getödtet zu werden, sondern um zu arbeiten; aber um die Käufe und Verkäufe der politischen Schlächter der Welt, bekümmert sich England nichts, und denkt nicht daran; ja, es ist sogar ein Theilnehmer an dem Handel. Es ist keine Ursache da zu bezweifeln, daß in Bezug auf andere Gegenstände des Schreckens, ähnliche übliche Gewohnheiten, ähnliche Folgen hervorbringen würden, oder daß derjenige, der gleichgültig über den Kauf einer Armee nachdenkt, nichts als solcher Gewohnheit bedarf, um mit Gleichgültigkeit auf das Verbrechen

des Vatermords zu sehen. Wenn man sich für einen Augenblick von der Macht der Gewohnheit befreien könnte, wie würde es den vor uns liegenden Schauplatz verändern? Wenig von der Pracht und Herrlichkeit des Krieges würde übrig bleiben; es würde vielmehr eine große Verwüstung von Ungerechtigkeit und Elend bleiben.

Es ist der Gebrauch, während der Dauer eines Krieges, öffentliche Gebete für den glücklichen Erfolg unserer Waffen zu verrichten; und unsere Feinde beten ebenfalls für den glücklichen Erfolg der ihrigen. Ich muß bekennen, daß mir diese Praxis höchst anstößig und gottlos scheint. Der Gedanke, daß zwei Gemeinheiten von Christen, vielleicht durch einen kleinen Strom geschieden, in demselben Augenblick ihren gemeinsamen Vater bitten sollten, ihnen in dem Werk der gegenseitigen Vernichtung beizustehen, ist ein Gedanke des Schreckens, von dessen Gleichen ich nicht weiß. „Gott, helfe uns unsere Feinde niederzumachen," ist unser Gebet; aber, „Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thum," ist das Gebet Christi.

Es ist gewiß, daß von zwei gegeneinander kämpfenden Gemeinheiten nicht beide Recht haben können. Dennoch berufen sich beide auf den Himmel, um die Gerechtigkeit ihrer Sache zu betheuren, und beide vermischen vielleicht mit ihren Bitten, um den Wachsthum christlicher Gesinnungen, zugleich Bitten an den Gott der Barmherzigkeit, ihnen in gegenseitiger Vernichtung behülflich zu sein. Wenn man die Grausamkeit der Bitte—die Feierlichkeit der Umstände—die Unwahrheit der Vorstellung derselben—die Thatsache, daß beide Parteien Christen sind, und daß ihre Bitten gleichzeitig an einen gemeinsamen Herrn gerichtet werden,—wenn man Alles dies in Betracht nimmt, so erachte ich nicht, daß die Welt noch ein Beispiel solcher unehrerbietigen und gräßlichen Gottlosigkeit aufzuweisen hat. Gewiß, es wäre genug, daß wir allein, einander in unsern kleinen Sreitigkeiten umbrächten, ohne den Vater des Weltalls zu bitten, sich an denselben zu betheiligen: gewiß es wäre genug, daß jede Partei die andere der Schlechtigkeit ihrer Sache wegen schmähete, ohne daß jede den Himmel versicherte, daß sie allein Recht habe—eine Versicherung, die in Betreff beider, wahrscheinlich, und in Betreff einer, sicherlich unwahr ist.

Zu versuchen die Folgen des Krieges durch all dessen Verzweigungen des Uebels hindurch zu verfolgen, wäre jedoch zugleich ein endloses und vergebliches Geschäft. Derselbe ist ein sittlicher Krebs, der seine Säfte durch das ganze politische und gesellschaftliche System verbreitet. Dessen Unheil bloßzustellen, ist eine Darstellung alles Bösen; denn es gibt kein Uebel, welches derselbe nicht verursacht, und es kann ihm manches zur Last gelegt werden, das ihm eigen ist.

Daß der Krieg, nebst seinen vielfältigen Uebeln, auch etwas Gutes hervorbringt, habe ich keinen Wunsch zu läugnen. Ich weiß, daß derselbe zuweilen werthvolle Eigenschaften hervorgerufen hat, welche vielleicht andernfalls unbenutzt geblieben wären, und daß er oft nebenseitige und zufällige, und zuweilen unmittelbare Vortheile hervorbringt. Wenn Alles dies

geläugnet werden könnte, so wäre es nutzlos es zu läugnen, denn es ist von keiner Bedeutung in Betreff der Frage, ob es bewiesen wird. Daß irgend ein weit verbreitetes System keinen Nutzen hervorbringen sollte, kann nie der Fall sein. In einem solchen System, würde es eine unerhörte Reinheit des Uebels sein, welches Uebel ohne irgend eine Mischung von Guten wäre. Aber die gewissen Vortheile des Krieges, mit dessen gewissen Unheil, oder mit dem gewissen Vortheilen eines Friedenssystem zu vergleichen, und hieraus eine Frage in Bezug auf das Uebergewicht des Guten zu machen, folgert nicht Unwissenheit, sondern Schuld—nicht Unfähigkeit zu entscheiden, sondern absichtliche Unwahrheit.

Aber ich freue mich in der Ueberzeugung, daß die Stunde sich nähert, wenn Christen aufhören werden, einander zu tödten. Das Licht des Christenthums breitet sich sicherlich aus, und es ist kaum ein Land in Europa, in welchem die Argumente für unbedingten Frieden, nicht in neuerer Zeit Ueberzeugung gewirkt haben. Diese Ueberzeugung breitet sich in unserm eigenen Lande in einem solchen Grad und auf solche Gemüther aus, daß sie die Beschuldigung der Schwärmerei oder der Thorheit, falsch und nichtig macht. Die Freunde des Friedens können, wenn man auch beliebt ihre Meinungen zu verachten, selbst nicht verachtet werden; und jedes Jahr vermehrt ihre Zahl, und fügt ihnen mehr Gelehrsamkeit und mehr Talent zu.

Es wird vielleicht gefragt: Was sind denn die Pflichten eines Unterthanen, der glaubt, daß aller Krieg mit seiner Religion unverträglich sei, dessen Regenten sich aber mit Krieg beschäftigen, und seinen Dienst verlangen? Wir anworten ausdrücklich: Es ist seine Pflicht seinen Dienst mild und mäßig, jedoch standhaft zu verweigern.—Es gibt welche Personen, die ohne irgend eine bestimmte Weise der Beweisführung zu schließen scheinen, daß Verantwortlichkeit für nationale Maßregeln auf denjenigen allein beruhen, welche dieselben leiten; und daß es die Sache der Regierungen sei, in Bertracht zu ziehen, was für das Wohl der Gemeinheit sei, und daß in diesen Fällen, die Pflichten des Unterthanen mit dem Willen des Souverains vermengt seien. Betrachtungen wie diese werden oft, wie ich glaube, freiwillig gestattet, Schlafmittel für das Gewissen zu werden. Ich habe keinen Theil, sagt man, an den Berathungen der Regierung, und bin deßhalb nicht für deren Missethaten verantwortlich. Man ist in der That nicht für die Missethaten seiner Regenten verantwortlich, aber man ist für seine eigenen verantwortlich; und die Missethaten unserer Regenten sind unsere eigenen, wenn man, indem man glaubt, daß dieselben Missethaten sind, sie durch seine Mithülfe befördern hilft. „Es ist jederzeit," sagt Gisborne, „die Pflicht eines Engländers, sich standhaft zu weigern, irgend welchen Befehlen seiner Vorgesetzten zu gehorchen, welche sein Gewissen ihm sagt, daß in irgend einem Grade gottlos oder ungerecht sind."

Die Apostel, welche ihre Nachfolger unterwiesen, „aller menschlichen Ordnung unterthan zu sein, um des Gewissens willen," und sich denjenigen zu unterwerfen, die „Gewalt über sie hatten," und welche sie lehrten, daß „wer sich der Obrigkeit widersetzte, der widerstrebte Gottes Ordnung," machten einen nothwendigen und einförmigen Vorbehalt:—*Daß die Obrigkeit ihnen nicht geböte, das zu thun, was Gott ihnen geboten hatte zu unterlassen.* Den Verordnungen, welche die Regierung eines Landes für gut achten mochte zu gründen, fügten sich die Apostel, was sie auch immer von der Weisheit oder Zweckmäßigkeit derselben halten mochten, unter der Bedingung, und unter dieser Bedingung allein, daß sie durch diese Willfährigkeit, ihre Treue gegen den Weltbeherrscher nicht verließen. Es ist kaum nöthig zu bemerken, in wie vielen Fällen sie sich weigerten, den Befehlen der Regierungen, unter welchen sie sich befanden, zu gehorchen, oder wie frei sie die Pflicht der Verweigerung vertheidigten, so oft diese Befehle ihren höhern Verpflichtungen in den Weg traten. Es wird im Anfang der Apostelgeschichte erzählt, daß Einer aus ihrer Zahl für das Predigen eingekerkert wurde, daß ihm befohlen wurde nicht mehr zu predigen, und daß er dann losgegeben wurde. Bald nachher wurden die Apostel alle eingekerkert. „Haben wir euch nicht mit Ernst geboten," sagten die Obersten, „daß ihr nicht solltet lehren in diesem Namen." Die Antwort, welche sie gaben, paßt zur Sache:—"Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen." Apostelg. 5, 29. Und diesem System gemäß zu handeln, fuhren sie fort. Hätte der Kaiser befohlen, einen der Apostel in seine Legionen einzuschreiben, glaubt irgend Jemand, daß er gedient haben würde?

Aber diejenigen, welche annehmen, daß Gehorsam in allen Dingen erforderlich sei, oder daß Verantwortlichkeit in politischen Angelegenheiten von dem Unterthanen auf den Souverain übertragen werden, versetzen sich in eine große Verlegenheit; denn dies meint, daß man sein Betragen und sein Gewissen dem Willen Anderer überlassen, und schlecht oder gerecht handeln solle, je, nachdem ihr Gutes oder Böses das Uebergewicht haben mag, ohne Verdienst auf Tugend, oder Verantwortlichkeit in Bezug auf Schuld. Wenn die Regierung dich beauftragen würde, deines Nachbars Eigenthum in Brand zu stecken, oder ihn in einen Abgrund zu stürzen, würdest du gehorchen? Würdest du nicht, dann ist es mit dem Argument fertig, denn wenn du deren Autorität in einem Fall verwerfen darfst, wo sind die Schranken zur Verwerfung? Es gibt keine vernünftigen Schranken, außer denen, welche vom Christenthum gelegt sind, und diese sind beides vernünftig und praktisch. Wenn irgend Jemand um den Sinn der Worte fragen sollte: „Wer sich wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebet Gottes Ordnung"—so antworten wir, daß dies sich auf thätigen Wider stand bezieht; *leidenden* Widerstand, oder Verweigerung, prakticirten die Apostel selbst. In Bezug auf diesen Punkt sollten wir deutlich verstanden sein. Wir handeln nicht so widersinnig, einen Bürgerkrieg zu empfehlen, um einen auswärtigen zu vermeiden.

Verweigerung des Gehorsams, ist die entschiedene Pflicht des Christen.

Wir erachten deßhalb, daß es die Pflicht eines jeden Menschen ist, der glaubt, daß der Krieg mit unserer Religion unverträglich sei, sich ehrerbietig, aber standhaft, zu weigern, sich mit demselben abzugeben. Laß solche bedenken, daß ihnen eine ehrenvolle und Furcht erweckende Pflicht auferlegt ist. Es ist von ihrer Treue, daß, insofern als menschliche Einwirkung begriffen ist, die Sache des Friedens abhängt. Laß sie daher willig sein, ihre Meinungen zu bekennen und dieselben zu vertheidigen. Auch laß sie sich nicht mit Worten begnügen, wenn mehr als Worte, wenn es auch von ihnen, ihrer Meinungen wegen zu leiden, erfordert wird. Es ist bloß durch das unnachgiebige Verharren in dem Guten, daß Verdorbenheit ausgerottet werden kann. Wenn ihr glaubet, daß Jesus Christus das Blutvergießen verboten hat, so laß weder die Meinungen noch die Befehlen einer Welt euch bewegen, euch an demselben zu betheiligen. Vermöge dieser standhaften und entschiedenen Befolgung der Tugend, wird der Segen, den Gott denjenigen verheißen hat, die seine Worte hören und thun, auf euch ruhen; und die Zeit wird kommen, wenn die Welt euch als Mithelfer in dem Werk der Verbesserung der Menschheit verehren wird.

Inhalts-Verzeichniß.

Vorrede 3

Erster Theil.—Ursache des Krieges.

Ursprüngliche Ursachen. — Gegenwärtige, Vervielfältigung. 5
Mangel an Untersuchung. — Dieser Mangel nicht offenbar über ähnliche Gegenstände. 6
Nationale Reitzbarkeit. 8
„Politisches Gleichgewicht." 10
Geld betreffender Einfluß.—Beschäftigung für die höheren Stände der Gesellschaft. 11
Ehrgeiz. — Geheime Absichten in der Staatspolitik. 14
Militärischer Ruhm. 15
Grund des militärischen Ruhmes. — Geschicklichkeit. — Tapferkeit. — Patriotismus.—Patriotismus nicht ein Antrieb des Soldaten. 20
Bücher. — Geschichten. — Dichter. 21
Schreiber, die dem Krieg Vorschub thun bejahen zuweilen seine Ungesetzmäßigkeit. 21

Zweiter Theil. — Eine Untersuchung u. s. w.

Handgreifliche Grausamkeit des Krieges. 26
Billigkeit der Untersuchung. 27
Der geoffenbarte Wille Gottes die einzige Richtschnur der Entscheidung. . . 28
Erklärung großer Männer, daß das Christenthum den Krieg verbiete. . . . 28
Das Christenthum. 29
Allgemeiner Charakter des Christenthum. 31
Lehre und Erklärungen Jesu Christi. 31
Argumente, daß diese Lehren bloß bildlich zu verstehen seien. 33
Lehre und Erklärung der Apostel. 37
Einwendungen gegen den Fürsprecher des Friedens aus Stellen der heil. Schrift. 39
Prophezeiungen des Alten Testaments in Betreff einer Friedenszeit. . . . 44
Die ersten Christen; — ihre Gebräuche; — ihr Glaube; — die ersten christlichen Schreiber. 46
Mosaische Verordnungen 51
Beispiele frommer Männer. 53
Einwendungen gegen den Fürsprecher des Friedens, rücksichtlich des Unterschieds zwischen den Pflichten des öffentlichen und des Privatlebens. 54
Die Weise, die Aufrichtigkeit dieses Unterschieds zu beweisen durch die Abwesenheit eines gemeinen Schiedsrichters unter Nationen. 55
Die Weise, dieselbe zu beweisen nach Grundsätzen der Zweckmäßigkeit. . . . 56
——von der Weise ihrer Anwendung 57
Untersuchung der Grundsätze der Zweckmäßigkeit, wie sie auf Krieg angewandt werden. 57
Allgemeinheit christlicher Verpflichtung. 59

Dr. Paley's Moral- und Staats-Philosophie.—Capitel über den Krieg. . 60
Die Weise, die Frage seiner Gesetzmäßigkeit zu erörtern. 61
Die Weise unvereinbar mit den erklärten Grundsätzen der Moral-Philosophie,— des gewöhnlichen Gebrauchs des Autors gemäß. 61
Unanwendbarkeit der proponirten Grundsätze der Moral-Philosophie auf die Lebenszwecke. 63
Dr. Paley's „Zeugnisse für das Christenthum." 64
Widerspruch der Angaben dieser „Zeugnisse" gegen die Grundsätze der Moral-Philosophie. 66
Argumente zu Gunsten des Krieges, zufolge des übermaßes männlicher Geburten. 66
Argumente über die Rechtmäßigkeit von Zwang von Seiten der Obrigkeit. . 67
Recht der Selbstvertheidigung;—die Weise, das Recht zu behaupten aus Antrieb der Natur. 70
Angriff eines Meuchelmörders; — Grundsätze, nach welchem die Tödtung eines Meuchelmörders vertheidigt wird. 72
Folgen solcher Grundsätze. 74
Unbedingtes Vertrauen auf die Vorsehung in Betreff des Gegenstandes der Vertheidigung. 76
Sicherheit dieses Vertrauens. — Zeugniß durch Erfahrung im Privatleben; — durch natürliche Erfahrung. 77
Allgemeine Bemerkungen. 82

Dritter Theil. — Folgen des Krieges.

Gesellschaftliche Folgen. 87
Politische Folgen. 88
Meinungen des Dr. Johnson. 90
Moralische Folgen. 90

Auf den militärischen Charakter.

Umgang mit Menschenvernichtung;—mit Plündern. 92
Untüchtigkeit für ordentliche Bestrebungen. 92
Der halbe Sold. 93
Unbedingter Gehorsam gegen Vorgesetzte. 94
Seine Wirkung auf die Freiheit des Gemüths. 94
——auf den moralischen Charakter. 95
Verzichtung auf moralische Agentschaft. 96
Militärische Gewalt despotisch. 97

Auf die Gemeinheit.

Besonders ansteckende Beschaffenheit militärischer Verdorbenheit. . . 99
Partei-Feindseligkeit.—Geist der Rachsucht. 102
Kaperei;—ihre besondere Abscheulichkeit. 103
Miethlings-Truppen;—geborgte Armeen. 104
Gebete für Erfolg des Krieges. 105
Die Pflicht eines Unterthanen, der glaubt, aller Krieg sei mit dem Christenthum unverträglich. 106
Schluß. 108

LIBRARY OF CONGRESS
0 033 266 115 2